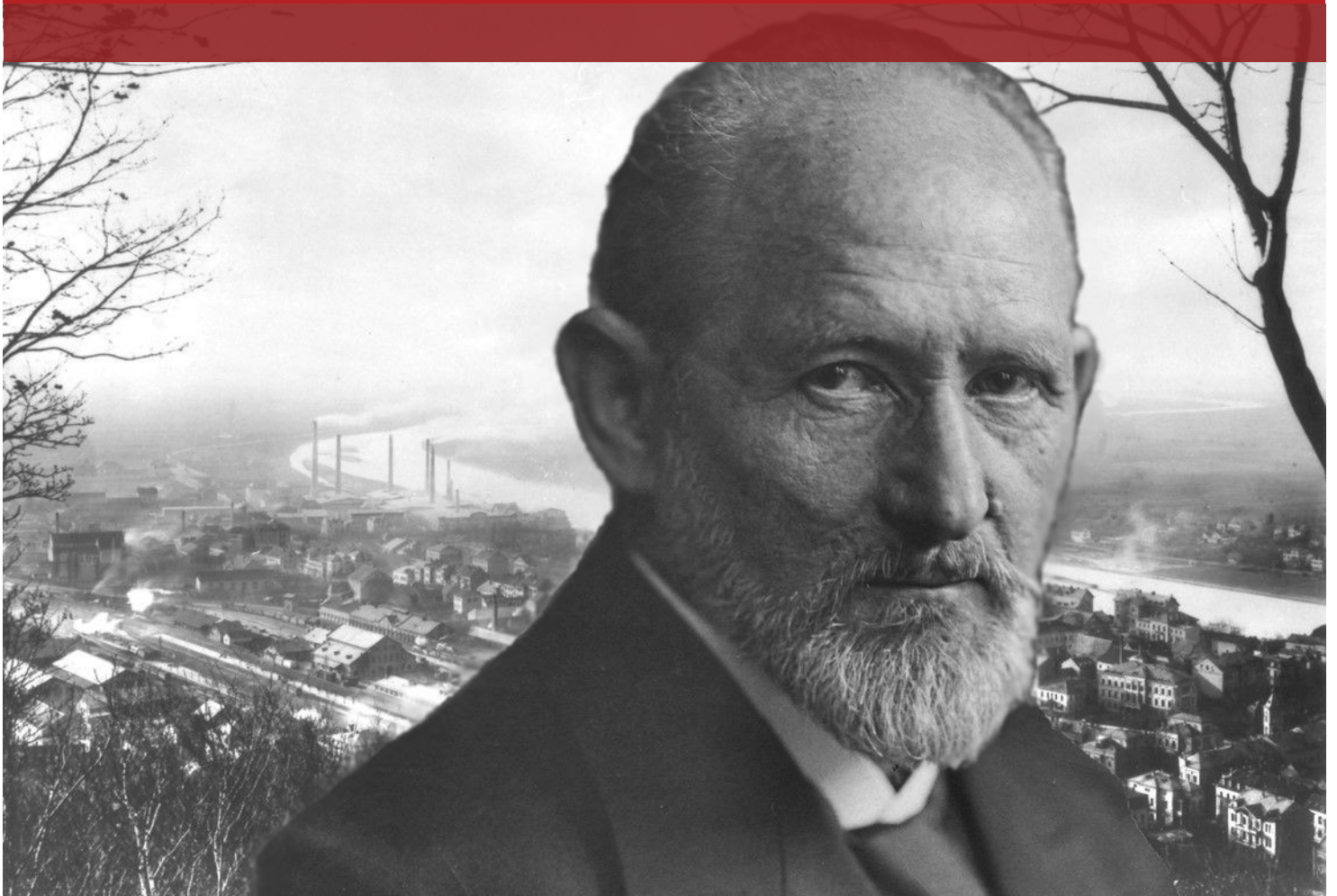


Einer der Gründer von HeidelbergCement

# Leben und Werk des Zementpioniers Friedrich Schott

Wissenschaftler, Organisator, Patriarch, Mäzen



HEIDELBERGCEMENT

## **Der Heidelberger Portländer**

Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur, Heft 13

Die vorliegende Arbeit von Karola Birkle wurde im April 2021 am Historischen Institut der Universität Mannheim als Bachelorarbeit unter folgendem Titel angenommen:

**Welchen besonderen Einfluss hatte das jüdisch-protestantische Elternhaus Schott bei der Herausbildung von Führungspersönlichkeiten in der jungen Portlandzement-industrie?**

**Der Aufstieg des Zementpioniers Friedrich Schott**

### **Leben und Werk des Zementpioniers Friedrich Schott**

Wissenschaftler, Organisator, Patriarch, Mäzen

[hrsg. von: HeidelbergCement AG]

Karola Birkle - Mannheim

Copyright © 2021 Karola Birkle / HeidelbergCement AG

Berliner Straße 6, 69120 Heidelberg

Titelfoto: Friedrich Schott, 1930.

Entwurf und Realisation: Unternehmensarchiv HeidelbergCement

# Inhalt

## **Leben und Werk des Zementpioniers Friedrich Schott**

Wissenschaftler, Organisator, Patriarch, Mäzen

---

### 3 Einleitung

### 5 Leben und Werk des Zementpioniers Friedrich Schott

5 Politische Realität in den deutschen Staaten 1800-1850

6 Judenemanzipation und Namensrecht

8 Herkunft der Familiennamen Schottländer und Schott

11 Reformjudentum und Bildung

13 Jüdisch-protestantisches Elternhaus

23 Jugendjahre und Schulzeit

25 Chemiestudium in Braunschweig

27 Erste Anstellungen in der Zement-, Kalk- und Ziegelindustrie

28 Anstellung bei Schifferdecker & Söhne in Heidelberg

30 Wissenschaftliche Arbeit in der Portlandzementindustrie

32 Ausbau des Heidelberger Werks

36 Neuerrichtung des Heidelberger Portland-Cement-Werks in Leimen

39 Organisator der deutschen Zementindustrie

41 Schotts Wohlfahrtseinrichtungen

45 Politisches Engagement bei der Nationalliberalen und Deutschen Volkspartei (DVP)

52 Würdigungen

53 Fazit

---

### 56 Anhang

### 58 Literatur- und Quellennachweis

---



# Einleitung

Die Baustoffindustrie war stets ein enger Begleiter der Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert. Mit der Erfindung eines neuartigen Zements im Jahr 1824 durch den englischen Maurer Joseph Aspdin (\*1778, †1855), den sogenannten Portlandzement, war ein neues Bindemittel auf den Markt gekommen.<sup>1</sup> Der Portlandzement war dem seinerzeit verbreiteten Romanzement im Hinblick auf Verarbeitbarkeit und Festigkeitsentwicklung überlegen. Dennoch war der Zement noch lange nicht fertig entwickelt. Auf dem europäischen Festland wurden daher alle Anstrengungen unternommen, ein dem englischen Zement vergleichbares Produkt herzustellen. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis das Wissen über das benötigte Material vorhanden und der Chemismus der Abbindevorgänge im Wesentlichen verstanden worden war. Zementpioniere benötigten wissenschaftliche Kenntnisse, zähe Ausdauer und Kapitalgeber, um am von Anfang an hart umkämpften Zementmarkt bestehen zu können. Die ersten deutschen Pioniere in der Portlandzementherstellung sind in den 1850er- und 1860er-Jahren zu finden.<sup>2</sup>

Mit der Reichsgründung 1871 gibt es eine Reihe von Zementwerks-

neugründungen. Bildungsbeflissene, aufgeklärte jüdische Kreise und strebsame, disziplinierte protestantische Bürgerliche bildeten nicht selten den Kern erfolgreicher Unternehmen. Die kinderreiche Familie Schott aus Gandersheim und Seesen am Harz vereinte als jüdisch-protestantische Konvertiten die Ideale beider Welten auf fruchtbare Weise.

Die junge Zementindustrie stellte besondere Anforderungen an die Wissenschaft, technisches Können, aber auch an kaufmännische Fähigkeiten. Friedrich Schott brachte einige dieser Eigenschaften mit. Er wurde am 27. Dezember 1850 in August Schott und Louise Dervedde geboren.<sup>3</sup> Geprägt wurde er durch seinen Vater, einem Forscher und belesenen sowie liberal eingestellten Menschen. Ebenso aber auch durch seine Mutter aus bäuerlichen Verhältnissen, die ihm arbeitsam und streng protestantisch die Disziplin beibrachte. Sie musste oft die große Familie durch existenzielle Krisen führen. Im vorliegenden Fall ist es ein glücklicher Umstand, dass eine zeitgenössische Quelle von Louise Schott, geborene Dervedde, in Form ihrer Lebenserinnerungen überliefert ist, wenn auch nur als Transkript.<sup>4</sup>

Die genealogischen Daten sind in den verschiedenen Kirchenbüchern ab den 1850er-Jahren zu finden. Die Geschichte der Juden und insbesondere des Jacobson-Instituts, an dem Friedrich Schotts Großvater tätig war, ist Gegenstand einer breiten wissenschaftlichen Untersuchung und in der Literatur gut dokumentiert, so dass hier auf Sekundärliteratur zurückgegriffen

werden kann.<sup>5</sup> Ab den 1870er-Jahren ist Schotts Leben in Dokumenten des HeidelbergCement Archivs recht gut dokumentiert, insbesondere in den Aufbaujahren des Heidelberger und Leimener Zementwerks. Personalakten und zahlreiche Huldigungen sowie biographische Publikationen ergänzen diese Quellen.



**LOUISE SCHOTT,**  
geborene Dervedde, ca. 1855.  
Quelle: Fam. Schott von Römer.

# Politische Realität in den deutschen Staaten

## 1800-1850

Wesentliche Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Familie Schott in Seesen waren die tiefgreifenden politischen und gesellschaftlichen Reformen im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert. Die Aufklärung als Triebfeder der „Bauernbefreiung“ sowie die Säkularisierung bildeten den Hintergrund des gesellschaftlichen Fortschritts. Letztere hatte wesentlichen Einfluss auf den Emanzipationsprozess protestantischer und jüdischer Eliten. Auslöser und Wegweiser war die Französische Revolution 1789, die in Frankreich schlagartig zur Abschaffung der Leibeigenschaft führte. In den deutschen Staaten war dies ein Prozess, der sich über 150 Jahre hinzog. Erste Lockerungen waren hier im Gefolge der auf die Pest folgenden Bauernaufstände im 16. Jahrhundert entstanden. Aufgrund fehlender Landarbeiter stiegen die Löhne und es entstand eine Nahrungsmittelknappheit durch nicht bestellte Felder. Eine ähnliche Situation ergab sich nach dem Dreißigjährigen Krieg sowie nach dem Siebenjährigen Krieg. In den Jahren 1771 und 1772 folgte wieder ein starker Abfall des Wohlstands durch Missernten und Teuerungen. Die Beschränkungen, die aus den Rechtsverhältnissen zwischen Feudalherren und Bauern herrschten,

wurden zunehmend als großes Hindernis für den Wiederaufbau der Landwirtschaft gesehen.<sup>6</sup>

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachte Napoleon in kurzer Zeit fast ganz Europa unter seine Kontrolle. Auf seinen Druck wurden im Jahr 1803 112 deutsche Kleinstaaten und Reichsstädte aufgehoben und den größeren Fürstentümern zugeteilt. Seine zahlreichen Neuerungen sorgten für einen Aufschwung in der Wirtschaft. Im Jahr 1804 schuf Napoleon mit dem Code Civil ein modernes, einheitliches Rechtssystem, das auch für die eroberten Gebiete galt. Die Freiheit des Einzelnen und der Schutz des Eigentums waren im Code Civil festgeschrieben, ebenso die Gleichheit aller Menschen – wenn auch anfangs damit nur Männer gemeint waren. Auch das Schulwesen wurde nun staatlich kontrolliert, was auch noch in der Zeit nach Napoleon Bestand hatte.<sup>7</sup>

# Judenemanzipation und Namensrecht

6

Auch die Judenemanzipation war ein historischer Prozess, der sich über Jahrhunderte hinzog. Sie begann im Merkantilismus und machte in der Aufklärung große Fortschritte, als Juden allmählich als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt wurden.<sup>8</sup> Bis dahin lebten sie außerhalb der ständischen Ordnung. „Judenemanzipation“ als Begriff taucht erstmals in den 1830er-Jahren auf.<sup>9</sup> Da das jüdische Leben sich je nach Ort stark unterschied, ist es kaum möglich, den Prozess zu verallgemeinern. Vor allem die Gegensätze zwischen Stadt und Land sowie Ost und West waren signifikant. Um 1800 machten Juden etwa 1 % der deutschen Bevölkerung aus. Ende des

18. Jahrhunderts sind Fortschritte zu erkennen und Juden lebten nur noch selten in Ghettos, bildeten aber doch meistens räumlich abgeschlossene Gruppen. Es gab immer noch Einschränkungen, wie z.B. Sonderabgaben, die ihr Leben bestimmten. Mit dem sozialen Wandel wurde auch die Verbesserung des jüdischen Lebens gefordert.<sup>10</sup> In fortschrittlichen jüdischen Kreisen entstand ab den 1770er-Jahren die jüdische Aufklärung, Haskala, basierend auf den Ideen der europäischen Aufklärung. Sie war wichtig im Prozess der Judenemanzipation, auch als Vermittlung zwischen den jüdischen und christlichen Eliten. Die jüdischen Vordenker setzten dabei vor



**JÜDISCHER FRIEDHOF**  
in Seesen, 2021.





**VERSCHLUNGENE HÄNDE** auf einem jüdischen Grabstein. Dieses Element findet sich auf der späteren Festhalle in Leimen wieder, als Symbol der Einigkeit zwischen Arbeitern und Unternehmer. Es war ein Abguss der Hände des damaligen Arbeiterführers Emil Rüdigers und Friedrich Schotts.



allem auf Bildung. Zu den Vertretern der Haskala in Deutschland gehörte auch Israel Jacobson, Gründer der Jacobson-Schule, die die Grundlage für die Entwicklung der Familie Schottländer und Friedrich Schott legte.<sup>11</sup>

In der Französischen Nationalversammlung wurde 1791 erstmals die Verleihung des uneingeschränkten Bürgerrechts auch für Juden realisiert. Unter diesem Einfluss wurden in vielen deutschen Staaten Emanzipationsgesetze erlassen. Bürgerliche Berufe blieben ihnen jedoch oft auch noch nach 1791, nachdem sie den Bürgerstatus erhalten hatten, verwehrt.<sup>12</sup>

1815 sollte auf dem Wiener Kongress eine Vereinheitlichung der verschiedenen Judengesetze beschlossen werden. Dies wurde jedoch abgewiesen. Das Ende der Restriktionen wurde im Jahr 1843 vom Landtag der Rheinprovinz verabschiedet und zog die ganzheitliche Gleichstellung der Juden mit sich, die realen Verhältnisse zeigten aber noch lange ein anderes Bild. Schon in der Epoche des Vormärz war es erneut zur Radikalisierung gegenüber der jüdischen Bevölkerung gekommen. Viele bemühten sich daher nicht weiter, ihre Lage als Juden zu verbessern, sondern entschieden

sich für die Taufe und für die Anpassung an die christliche Gesellschaft. In den süddeutschen Staaten wurden Emanzipationsdiskussionen bis zur Revolution geführt.<sup>13</sup>

Bis ins 18. Jahrhundert trug der jüdische Teil der Bevölkerung keine Familiennamen. Die Namen setzten sich aus dem Namen des Kindes und dem Namen des Vaters als Beinamen zusammen. Dadurch war es nur noch schwer möglich, die einzelnen Familien an ihrem Namen zu erkennen.<sup>14</sup> Ende des Jahres 1807 wurde in der Verfassung des Königreichs Westfalens „die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze, und die freie Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religions-Gesellschaften“ beschlossen.<sup>15</sup> Im Herzogtum Braunschweig, das unter Napoleons Herrschaft zum Königreich Westphalen kam, mussten Juden ab 1808 feste Familiennamen annehmen.<sup>16</sup> Die amtliche Personenerfassung sollte durch die gesetzliche Regulierung der jüdischen Namensgebung vereinfacht werden. Die Annahme von festen Familiennamen förderte aber auch den Emanzipationsprozess. Allerdings zog sich die Umsetzung dieser verschiedenartigen Namensgesetzgebungen bis 1846 hin.<sup>17</sup>

# Herkunft der Familiennamen Schottländer und Schott

8

Der Ursprung der Familie Schott führt nach Danzig, wo sie über mehrere Generationen nachgewiesen ist. Da in Danzig seit jeher sehr restriktive Gesetze gegen die Ansiedlung Fremder galten, entstanden in der näheren Umgebung Siedlungen von „unerwünschten“ Personen und nicht zünftigen Gewerbe. Zu den unerwünschten Personen zählten auch Juden, denen es vom 16. bis zum 19. Jahrhundert nicht erlaubt war, sich im Handelszentrum Danzig niederzulassen. Bereits im 14. Jahrhundert hatten schottische Seefahrer eine Leinenwebersiedlung gegründet, die (Alt-) Schottland genannt wurde.<sup>18</sup> Danzig gehörte vom 13. bis 17. Jahrhundert zu den großen Seehandelsstädten der Hanse und galt als Kornkammer Europas. Besonders enge Beziehungen bestanden zu italienischen See- und Handelsstädten. In diesen Handelsbeziehungen spielten die Juden als Vermittler zwischen den polnischen Großgrundbesitzern und den Kunden im Westen eine unverzichtbare Rolle. Dies nicht zuletzt wegen des Kreditgeschäfts und der hebräischen und jüdischen Sprache, die im internationalen Handel ein fast unentbehrliches Verständigungsmittel war.<sup>19</sup> Nach der ersten Teilung Polens 1772 galt in der neu erworbenen Provinz Westpreußen

unter preußischer Herrschaft noch das Generalprivilegium Friedrich Wilhelms I. vom 29. September 1730. Dies sah für die im Handel unentbehrlichen Juden eine Duldung vor, gleichzeitig sollte aber ihre Vermehrung in Preußen verhindert werden. Unter den 580.000 Einwohnern befanden sich 15.000 Juden. In Abwägung des wirtschaftlichen Nutzens förderte Nachfolger Friedrich der Große jüdische Kaufleute, die mit Polen in Handelsbeziehungen standen, ließ aber gleichzeitig 4.000 arme Juden nach Polen abschieben. Auch später, als Hauptstadt Westpreußens, behielt Danzig ihre judenfeindliche Politik bei. Da nach der ersten Teilung Polens Danzig nicht zu Preußen kam, beschloss Friedrich der Große, die Stadt mit wirtschaftlichen Kampfmaßnahmen gefügig zu machen. Die umliegenden Orte, wie Alt-Schottland, die von Handwerkern, Fabrikarbeitern, handeltreibenden Juden und Mennoniten, die meist Brennereien und Brauereien betrieben, bewohnt waren, wurden am 16. September 1772 militärisch besetzt. *„Es waren unzünftige Handwerke und Gewerbe sowie der illegale Handel, die hier unter dem Schutz polnischer geistlicher und weltlicher Herren Zuflucht gefunden hatten und, in der Stadt nicht*

gelitten, doch von der Stadt lebten. Ihr Schmuggel und Schleichhandel, an dem Juden wie Nichtjuden beteiligt waren, wurden durch die vielen Fremden in Danzig, bald auch durch die preußischen Kampfzölle und den neuen Handelsweg über Stolzenburg nach Elbing und Königsberg begünstigt.“<sup>20</sup> Eine Zählung in Alt-Schottland zu dieser Zeit ergab bei 10.500 Einwohnern, 1.257 jüdische Personen. Damit war sie die größte jüdische Gemeinde in Westpreußen. Durch die Anordnung zur Verlegung der Handelsmessen von Bromberg nach Alt-Schottland, mit dem Ziel, dem Danziger Handel zu schaden, gewann Alt-Schottland weiter an Bedeutung. Die Blüte der Gemeinden um Danzig bot für die jüdische Bevölkerung einen gewissen Schutz, da ansonsten in Westpreußen die rücksichtslose Umsiedlung der Juden vom Land in die Grenzstädte meist gegen deren Widerstand durchgeführt wurde.<sup>21</sup>

Die Familiengeschichte Schott lässt sich auf einen Stammvater namens Joachim Joseph zurückführen. Er war ein Nachfahre von aus Spanien und Portugal verbannten Juden. Als Emigranten lebten seine Eltern vermutlich in einem der sephardischen (spanisch-jüdischen) Zentren, wie Emden oder Hamburg. Joachim

Joseph hatte drei Söhne: Moses Joachim, Marcus Joachim und David Joachim. Alle genannten sind zum Zeitpunkt der preußischen Besetzung 1772 in Alt-Schottland nachgewiesen. David Joachim (\*1730 Alt-Schottland) war Schutzjude und handelte mit altem Gold und Silber.<sup>22</sup> Sein ältester Sohn Jacobson Bendit (auch Barukh Shotlender, Bendet, Benedix, \*11.3.1763 oder 1764 Alt-Schottland bei Danzig, †21.7.1846 Seesen)<sup>23</sup> wird in Seesen später mit seiner französischen Frau die Familie Schott gründen. Sein Geburtsort wird gelegentlich mit Danzig angegeben, was möglich erscheint, da nachweislich Juden zeitweise in der Danziger Innenstadt wohnten. Wahrscheinlicher ist aber der Geburtsort Alt-Schottland, der vermutlich seine Heimat und langjähriger Wohnort war.<sup>24</sup> In seiner Jugendzeit ist die Tätigkeit des Rabbi Elchanan von 1752 bis 1780 als Gemeinderabbiner nachgewiesen. Dieser war aufgrund seiner Gelehrsamkeit, Rechtsschaffenheit, Friedfertigkeit und Bescheidenheit äußerst beliebt. Angesichts des späteren Werdegangs von Bendit scheint er großen Einfluss auf ihn ausgeübt zu haben.

Die Existenz einer Chewra (Wohltätigkeitsverein) in Alt-Schottland lässt darauf schließen, dass die Einwohner ursprünglich aus jüdischen Zentren wie Frankfurt, Breslau, Wien oder Prag kamen, die solche Einrichtungen unterhielten. Für ländliche Gebiete waren diese eher ungewöhnlich. Die Chewra unterhielt Krankenzimmer, Armenfürsorge und kümmerte sich auch um die Auslösung von Gefangenen, die gegen die Judengesetze verstoßen hatten.<sup>25</sup> Die Wohlfahrtseinrichtungen und geachtete Lehrer wie Elchanan gaben Bendit den notwendigen Halt und Orientierung, als er im Alter von vielleicht 16 Jahren Waise wurde. Das Schicksal seines zwölf oder dreizehn Jahre jüngeren Bruders Jacob David Schottländer (\*24.6.1776 Alt-Schottland) ist ungeklärt. Mittellos ging Bendit vielleicht auf Vermittlung von Elchanan nach Polen, um den Talmud, also die Textauslegung der Rabbiner in der Praxis und im Alltag, kennenzulernen.<sup>26</sup> Ein Rabbiner empfahl ihn und so kam er als Talmudstudent („bahur“) nach Deutschland zurück. Seine Wanderschaft führte ihn um 1797 nach Glogau an der Oder und 1798/99 nach Breslau, wo er eine Rabbinerausbildung erhielt. Anschließend

fand er in Berlin um 1799/1800 eine Anstellung als Hauslehrer im Haus des Bankiers und Zuckerfabrikanten Jacob Herz Beer (\*1769 Frankfurt/Oder, †1825 Berlin), dem Vater des Komponisten Giacomo Meyerbeer.<sup>27</sup>

# Reformjudentum und Bildung

Bildung war in jüdischen Familien ein hoch angesehenes Gut. Die Schulsituation hingegen war unzureichend, vor allem auf dem Land und in Kleinstädten. In ländlichen Regionen verfügten die zumeist sehr kleinen jüdischen Gemeinden über keine eigenen Schulen. Die jüdischen Schüler lernten so vor allem hebräisch sowie Lesen und Schreiben durch Wiedergabe religiöser Schriften. Ihre Umgangssprache war jiddisch. Christliche Schulen nahmen keine jüdischen Schüler auf, auch wenn dies andersherum eher der Fall war.<sup>28</sup> Diese Situation führte Israel Jacobson, Braunschweigischer Hofbankier, zu dem Plan, eine Schule für eine kleine jüdische Gemeinden zu bauen.<sup>29</sup> Israel Jacobson wurde am 17. Oktober 1768 geboren und genoss ursprünglich eine streng religiöse Erziehung, entwickelte aber bald sein eigenes aufgeklärtes deistisches Weltbild.<sup>30</sup> Im Jahr 1801 erwarb er das erste Gebäude für diesen Zweck in Seesen. Sein langfristiges Ziel war es, die Lebensverhältnisse der Juden zu verbessern.<sup>31</sup> Ursprünglich plante er zusätzlich zum Elementarunterricht auch in einem Handwerk auszubilden. Religions- und Industrieschule sollten vereint werden, was aber nicht realisiert wurde. Schüler aus ärmeren Verhältnissen



**BENEDIKT SCHOTTLÄNDER**, ca. 1810.

Quelle: Fam. Schott von Römer.

gingen kostenlos zum Institut. Schüler aus vermögenderen Familien zahlten 100 bis 150 Taler pro Jahr.<sup>32</sup> Einige Jahre nach Gründung des Instituts kaufte Jacobson mit eigenen Mitteln ein neues Gebäude in Seesen. Dieses war groß genug, um etwa 50 bis 60 Schüler und die Lehrer beherbergen zu können.<sup>33</sup>

Vermutlich kam der schon genannte Jacobson Bendit in Berlin auch mit Israel Jacobson zusammen, der ebenfalls Kontakte zum Hause Herz Beer unterhielt. So war Jacobson Bendit Schottländer seit etwa 1801 zunächst Hauslehrer bei Israel Jacobson. Wenig später lehrte er auch an der genannten jüdischen Jacobson-Reformschule in Seesen. Hohe Anerkennung erhielt er unter anderem von dem Herzoglich Braunschweigischen Kammeragenten Karl in einem Brief vom 8. August 1804 für ein Lesebuch, das er zu Beginn seiner Tätigkeit speziell für den Gebrauch in der Jacobson-Schule herausgegeben hatte. In dem

Brief wird erstmals der Name Benedikt genannt, was ein Hinweis auf seine Konvertierung zum Christentum ist.<sup>34</sup> Im Zuge der neuen Personenstandsgesetze nahmen jüdische Familien, wie auch Bendit, oft den Namen des (ehemaligen) Wohnorts, also den Familiennamen Schottländer, an. Sofern sie zum Christentum konvertierten, verkürzten sie den Namen zu „Schott“, wie dies bei Benedikt 1808 geschah.<sup>35</sup>

Die politischen Reformen, die Napoleon unter anderem durch die Einführung des Code Civil am 21. März 1804 in Frankreich einleitete, fanden bei Schottländer ebenso Beifall, wie die einschneidenden Veränderungen nach 1806 in den deutschen Kleinstaaten. Benedikt Schottländer orientierte sich an den Idealen der Aufklärung. Als Deist fußte sein Glaube an einen Gott auf Verstandesgründen und nicht auf Offenbarungen heiliger Schriften. Israel Jacobson schickte Benedikt Schottländer als seine Vertretung 1806 nach Paris. Er wurde gut aufgenommen und überreichte den von Napoleon versammelten israelitischen Deputierten eine Denkschrift über die Notwendigkeit einer besseren Erziehung der Juden.<sup>36</sup>

Am Institut wurden auch christliche Schüler unterrichtet, es gab da-

für jüdische und christliche Lehrer.<sup>37</sup>

Im Jahr 1807 besuchten 70 Schüler in vier Klassen den Unterricht.<sup>38</sup> Ein Jahr später übernahm Benedikt Schott die Leitung des Instituts.<sup>39</sup> Am 14. September 1828 starb Israel Jacobson in Berlin, wo er seit 1814 lebte, an einem Blutsturz. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee in Berlin begraben.<sup>40</sup>

In Paris hatte Benedikt Schott im Alter von 43 Jahren die erst 16-jährige Thérèse Franq (Frank) (\*14.8.1790 Paris, †8.11.1860 Seesen, katholisch) kennengelernt. Sie heirateten und bekamen vier Söhne und zwei Töchter<sup>41</sup> - Eduard<sup>42</sup>, Theodor<sup>43</sup>, Emil August<sup>44</sup>, Constanz<sup>45</sup>, Sophie<sup>46</sup> und Louise<sup>47</sup>, die teilweise schon als Kinder katholisch getauft wurden oder später zum protestantischen Glauben konvertierten.

# Jüdisch-protestantisches Elternhaus

Emil August (\*4.1.1812 Seesen, †29.10.1886 Braunschweig) sollte bereits 1826 getauft werden, weigerte sich aber und man ließ ihn gewähren. Fünf Jahre später sollte er sich anders entscheiden. Evangelischen Religionsunterricht hatte er bereits in jungen Jahren im Jacobson-Institut gehabt. So wurde er am 18. August 1831 von einem befreundeten Pastor Peters aus Herrhausen evangelisch getauft.<sup>48</sup> Ihm gilt im Weiteren die Aufmerksamkeit.

Emil August interessierte sich für Natur und Landwirtschaft und begann deshalb eine Ausbildung als Forstmann.<sup>49</sup> Die Umgebung von Seesen war walddreich und früher ein Jagdgebiet der Herzöge von Braunschweig gewesen. Im herzoglichen Jagdschloss fand Emil eine erste Anstellung als Jäger. Emil bewunderte die Forschungen von Alexander von Humboldt, die ihn motivierten, bald eigene Forschungen anzustellen. Unerwartet bot sich die Gelegenheit, seinem Forscherdrang weiter zu folgen. Der Hausvater des Jacobson-Instituts, Seligmann Meyer Ehrenberg, hatte einen Schwiegersohn, dessen Bruder in Jamaika eine Plantage besaß. Der Bruder wollte eine Cousine aus der Gegend heiraten, die der Sohn des Hausvaters nach Jamaika begleiten soll-

te. So entschloss Emil sich mitzureisen und musste aus diesem Anlass in das Institut kommen, wo der Hausvater wohnte. Auf dem Weg dorthin traf der damals 24-jährige das erste Mal seine zukünftige Ehefrau, Louise Marie Henriette Dervedde (\*26.4.1830 Kirchberg am Harz, †27.8.1910 Heidelberg), die zu diesem Zeitpunkt aber gerade einmal sechs Jahre alt war. In jungen Jahren kam sie zu ihrem Onkel, Friedrich Wagenführ und ihrer Tante, zu der sie eine gute Beziehung hatte.<sup>50</sup>

Emil blieb drei Jahre fort und trat danach als Landesökonomiekondukteur wieder in braunschweigische Dienste.<sup>51</sup> In dieser Funktion war er für sogenannte Separationen, also frühe Flurbereinigungen, hauptsächlich im Gebiet Schöningen und Helmstedt südöstlich von Braunschweig, verantwortlich. Nach Wegfall des Zehnten und Aufhebung von vormals in der Dreifelderwirtschaft gemeinsam genutzten landwirtschaftlichen Flächen war eine Flurneuordnung notwendig geworden. Zur Privatisierung landwirtschaftlicher Flächen musste das Land auch neu vermessen und eingeteilt werden. Die Separation veränderte das Landschaftsbild grundlegend und schuf die heutigen geometrischen Ackerformen. Parallel zur pri-



EMIL SCHOTT, ca. 1855.

Quelle: Fam. Schott von Römer.

vaten Neuverteilung erfolgte eine großangelegte Nutzungsänderung und Intensivierung des Anbaus. Dies war ein weiteres Arbeitsgebiet von Emil, in dem er die Bauern über künstliche Düngung und Wirkung des Kalks unterrichtete.<sup>52</sup> Justus von Liebig's Werk über Agrikulturchemie von 1840 blieb lange unverstanden. Emil hatte aber schon sehr früh Liebig's Lehren über die chemische Düngung in die Praxis umgesetzt.<sup>53</sup> Emil hatte 1846 in der Nähe von Seesen Separationen auszuführen und wohnte bei seinen Eltern im Institut. Da er öfter zu Terminen ausfahren musste, ließ er sich durch Louises Onkel, Friedrich Wagenführ, mit der Kutsche fahren. Im Mai 1846 traf Emil zufällig Louise wieder. Louise war zu diesem Zeitpunkt 16 Jahre alt und hatte gerade die Volksschule abgeschlossen, als Emil um sie warb.<sup>54</sup>

In dieser Zeit verschlechterte sich Louises Verhältnis zu ihrem Onkel zunehmend, wie sie in ihren Lebenserinnerungen schreibt. Die Tante versuchte die Missstimmung zu ignorieren und „*fand für alles Leid Trost im Gar-*

*ten*“. Bei den unvermeidlichen Besuchen von Emil wurde dieser vom Onkel immer sehr höflich und freundlich begrüßt, sicher nicht zuletzt als guter Kunde von Fahrdiensten und als Sohn des respektierten ehemaligen Schulleiters Hofrat Benedikt Schott.<sup>55</sup>

Der Onkel schien aber von den Besuchen nicht besonders erfreut zu sein, fürchtete er die Kontrolle und eine billige Arbeitskraft zu verlieren. Louise schreibt: „[...] wenn er [Emil] fort war, bekam ich die Schelte, obgleich ich doch ganz unschuldig war.“<sup>56</sup> Ebenso konnte er auch nicht leiden, wenn sie die zeitgenössischen Romane, die Emil ihr zusteckte, las. Darunter Werthers Lotte, Goethes Faust, Hermann und Dorothea sowie Romane von Gräfin Pelzer und Leni Lewald.<sup>57</sup> Emil war hartnäckig und stellte sogar an Pfingsten 1846 vor Louises Wohnhaus einen Maibaum auf.<sup>58</sup>

Unterdessen starb Emils Vater, der Hofrat, wie er überall genannt wurde, am 21. Juli 1846. Über drei Jahrzehnte hatte er die Jacobson-Schule geleitet und sich erst am



1. Juli 1838 mit 75 Jahren in den Ruhestand verabschiedet. Emil zog daraufhin mit seiner Mutter und Cousine (Fanny Schottländer, Tochter von Benedikts Bruder Jakob) aus dem Institut in eine kleinere Wohnung.<sup>59</sup>

Im Spätsommer 1847 nahm Louise seinen Heiratsantrag an, obwohl der Altersunterschied der beiden groß war – sie war 17 Jahre und er 35 Jahre alt.<sup>60</sup> „Daß ich mich dann doch entschloß, ihm das Jawort zu geben,

war wohl in erster Linie seine unbegrenzte Ausdauer, die mich doch von seiner starken Liebe überzeugen mußte, dazu kam dann auch das Mitleid und zureden von vielen Seiten.“<sup>61</sup> Emil hatte zu dieser Zeit in Kreiensen viel zu tun und wohnte bei Pastor Peters in Herrhausen in der Nähe von Gandersheim. Dieser hatte ihn damals getauft und war mit der Familie Schott gut bekannt. Louise verließ nun mit Unterstützung der Tante das Haus, ohne



Luftaufnahme von **GANDERSHEIM**, Baderstraße, rechts unten, zeitweiliger Wohnort von Friedrich und Hermann Schott, vor 1934. Quelle: Städtisches Museum Seesen.

76.	Goff, Johann geboren zu Göttingen den 17. März 1824. (des Vaters Zeitgenosse Lobruer ist.) (des Vaters Zeitgenosse Lobruer ist.)	son geboren zu Saarbrücken den 17. März 1824.	von Jüdische Familie 1851	Df. G. Lorenz Lorenz Otting	als Mütterlicherseits Schwägerin geboren zu Göttingen den 17. März 1824.
77.	Pfeil, Heinrich geboren zu Stettin den 29. April 1830. (des Vaters Zeitgenosse Lobruer ist.)	son geboren zu Stettin den 29. April 1830.	von Lobruer 1851	Df. G. Lorenz Lorenz Otting	geboren zu Stettin
78.	Griffel, Adolf geboren zu Lützen den 28. November 1826. (des Vaters Zeitgenosse Lobruer ist.)	son geboren zu Lützen den 28. November 1826.	von Jüdische Familie 1851	Df. G. Lorenz Lorenz Otting	geboren zu Lützen
1.	Menz, Johann geboren zu Lützen den 17. März 1824.	son geboren zu Lützen den 17. März 1824.	von Lobruer 1851	Df. G. Lorenz Lorenz Otting	geboren zu Lützen

**GEBURTS- UND TAUF-EINTRAG VON FRIEDRICH** im Kirchenbuch der evangelischen Kirche Gandersheim. „Verzeichnis der Geborenen und Getauften im Jahre 1849“, S. 260 Nr. 56.

sich vom Onkel Friedrich zu verabschieden. Zu Hause bei ihren Eltern in Kirchberg bekam sie Vorwürfe, dass sie das eventuelle Erbe verspielt hätte.<sup>62</sup> Schließlich war für sie das familiäre Klima so erdrückend, dass sie Emil bat, sie zu holen. Er brachte sie zu seiner Mutter.<sup>63</sup> Emil war Demokrat und Louise beschrieb ihn als sehr arbeitstüchtig, „er leistete das Doppelte seiner Kollegen“.<sup>64</sup> Durch ihn kam sie viel herum, sie unternahmen viele Ausflüge in umliegende Dörfer.<sup>65</sup> Emil mietete in Gandersheim eine größere Wohnung und kaufte dafür Möbel in Braunschweig. Am 10. Oktober 1848 fand die Hochzeit statt.<sup>66</sup>

Am 10. Oktober 1849 brachte sie einen Jungen zur Welt, den sie auch selbst stillte. Louise bekam jedoch einen Milchstau und daraus folgte eine Brustentzündung. Abgestillte Säuglinge wurden meist mit verdünnter Kuhmilch gefüttert, was zuweilen zu Unverträglichkeiten und Magenkrämpfen führte. Die geschwächten Kinder

starben dann oft an Infektionen bzw. durch Erreger, die sich im Magen-Darm-Trakt vermehrten. So erging es wahrscheinlich auch Louises Kind, das wohl im zeitigen Frühjahr 1850 an Hirnhautentzündung starb.<sup>67</sup> Am 27. Dezember 1850 kam der zweite Sohn Friedrich zur Welt. In der Familie wurde er Fritz genannt.<sup>68</sup> „Er war ziemlich klein, aber gesund. [...] Wir mussten den Arzt wieder kommen lassen, der eine arge Entzündung konstatierte. [...] Da das Kind und ich lit, so blieb nichts anderes übrig, als eine Amme zu nehmen, mit der wir rechtes Glück hatten. [...] Der Kleine entwickelte sich dann sowohl körperlich wie geistig so früh, wie keines meiner übrigen Kinder wieder.“<sup>69</sup> Die Amme war Friedrichs Glück, sie stillte ihn über 15 Monate und er überlebte als nunmehr ältester Sohn und entwickelte sich zur wichtigsten Stütze der Familie. Insgesamt 19 Kinder sollte Louise gebären, von denen allerdings nur 14 das Kleinkindalter überlebten.<sup>70</sup> Als einige Jahre später die Tochter

Karoline Marie Emma (\*12.10.1855 Seesen, †18.3.1856) starb, erkannte Louise die Ursache der Kindersterblichkeit sehr wohl, ohne allerdings das Problem angehen zu können. Denn noch mindestens vier weitere Kinder überlebten nicht. *„Ich war beim Selbstnähren wieder erkrankt und hatte die Kosten für eine Amme gescheut. Dabei habe ich aber dann gesehen, dass die Milch beim Zahnen der Kinder doch*

*hauptsächlich von der Mutter [...] [sein sollte] und so starben aus Mangel daran die vielen Säuglinge in neuerer Zeit.“*<sup>71</sup>

Im Sommer 1851 wurde Emil nach Seesen versetzt und wohnte dort. Im Herbst zog die Familie nach, wahrscheinlich in die Braunschweiger Straße 5, „eine zugige Eckhauswohnung“, wie Louise vermerkte.<sup>72</sup> Friedrich entwickelte sich gut und war von Anfang an der Liebling der Mut-



**HERMANN SCHOTT** vor dem alten Zollhaus, 1922. Quelle: Archiv Städtisches Museum Seesen.



Altes Zollhaus Seesen, ehemaliges **WOHNHAUS DER FAMILIE SCHOTT**, wiederaufgebaut in Grauhof bei Gosslar. Quelle: Dirk Stroschein/Städtisches Museum Seesen, 2018.

ter: „Der kleine Fritz war noch kein Jahr, da lief er allein im Zimmer und sprach schon Zusammenhängendes.“<sup>73</sup> Im April 1852 wurde der dritte Sohn Hermann geboren und von einer Amme versorgt. Seine Anstellung als Beamter machte Emil schon längere Zeit nicht mehr glücklich. Nicht zuletzt, weil sein berufliches Fortkommen durch seine freiheitliche, demokratische Gesinnung und als Befürworter der Frankfurter Nationalversammlung gehemmt war. Mehr und mehr ließ er seine Gehilfen die Vermessungsgeschäfte erledigen und ging seinen technischen und naturwissenschaftlichen Interessen nach. Er konzentrierte sich jetzt auf den Bergbau.<sup>74</sup>

Nach der Geburt der Tochter Louise Therese Agnes (\*21.4.1853 Seesen, †1931) verreiste Emil im Juni

1853 nach England. In der Nähe von Wolfshagen war damals Kupferkies gefunden worden, den eine englische Bergwerksgesellschaft abbaut. Emil, der gute Mineralienkenntnisse und eine große Mineraliensammlung besaß, gelang es in England, Investoren für eine benachbarte ältere Grube zu interessieren. Er selbst leitete die Grube eine längere Zeit, bis sich herausstellte, dass sich der Abbau nicht rentierte. Auf seinen Reisen hatte er auch einen Schieferbruch entdeckt, den er auf seine Kosten zusätzlich betrieb. Da sich der Schiefer aber schwer spalten ließ, musste er auch diesen wieder aufgeben.<sup>75</sup>

Emil konnte seinen dienstlichen Pflichten als Forstbeamter durch seine zahlreichen Unternehmungen nicht in dem gewohnten Umfang nachkommen

und musste mehr Gehilfen anstellen. Den Gehilfen musste er wöchentlich das Gehalt zahlen. Er bekam für Separationen ein geringes fixes Gehalt und bei größeren Arbeiten Vorschüsse. Erst bei Abschluss der Separation wurde alles ausbezahlt. Louise musste deshalb oft anschreiben lassen und die Familie war zeitweise in Geldnot: *„Er rechnete dann auf größere Summen, von denen ihm dann noch manches gestrichen wurde.“*<sup>76</sup> Emil arbeitete weiter an seinen Experimenten, die sich finanziell jedoch nicht sonderlich lohnten. Der Garten, den sie noch mieteten, warf jedoch eine gute Ernte ab, die die Familie versorgen konnte, da ansonsten das Geld sehr knapp war.<sup>77</sup>

Louise, der die Last des Haushalts und der Kinder auferlegt war, hatte wenig Verständnis für Emils Erfindertätigkeit: *„Mein Mann hatte einen so unruhigen Geist, kaum war eine Idee ausgeführt, schon entstand wieder eine neue. Leider war er dabei nicht praktisch veranlagt, lebte nur immer in Illusionen, die sich nachher in Luftschlösser auflösten.“*<sup>78</sup> Louise war deshalb oft nicht einverstanden mit seinen Plänen, weswegen er sie vor vollendete Tatsachen stellte und nicht in Planungen einbezog. In dieser Zeit trat Arthur Hagen an Emil mit der Idee

heran, in Kreiensen eine Ziegelei zu bauen. Gute Kalk- und Tonvorkommen waren vorhanden und außerdem entstand bis 1854 ein neuer Hauptknotenpunkt der Hannoverschen Südbahn.<sup>79</sup> Hagen beschaffte Geld, Emil übernahm die Leitung des Unternehmens. Rasch wurden einfache Ziegelöfen und Trockenschuppen sowie eine Kalkbrennerei auf gepachtetem Gelände errichtet. Louises jüngster Bruder wurde Buchhalter und Geschäftsführer. Fabriziert wurden Ziegel, Backsteine, Drainagerohre und Kalk, was sich anfangs gut rentierte.<sup>80</sup>

Dies war der Anlass für Emil, den Forstdienst nach 25 Jahren endgültig zu quittieren. *„Mein Mann war inzwischen 25 Jahre im Dienst gewesen und hatte sich, ohne mir ein Wort zu sagen, pensionieren lassen, natürlich bekam er für die kurzen Jahre nur die halbe Pension, wie auch ich nun später nur halbes Witwengehalt bekomme.“*, erkannte Louise die Situation richtig.<sup>81</sup> Die finanziellen Einbußen kaschierte Louise immer wieder durch gute Ernten aus dem eigenen Garten. Zusätzlich pflanzte sie Zuckerrüben für eine Zuckerfabrik in der Nähe und Erbsen für eine Konservenfabrik. Von ihrer damaligen Hauptnährerin, einer Kuh, hatte sie sich wegen des Aufwandes



**LANGJÄHRIGER DIENSTSITZ VON EMIL SCHOTT**, ehemaliges Jagdschloss, heute Stadtmuseum Seesen, 21.11.2018.

getrennt. Von dem Erlös hatte sie aber zwei Ziegen gekauft.<sup>82</sup> Zu Ostern 1854 zogen sie in eine andere Wohnung mit Garten um, die ihrem Hausarzt gehörte. Louise, die Freude am Garten hatte, hielt mit dessen Erträgen die Familie weiter über Wasser. Im Juli wurde die zweite Tochter Johanna Marie Helene (\*22.7.1854 Seesen, †1895) geboren. Schließlich wurde im Haus ihrer Tante in der Jacobsonstraße, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte, im Obergeschoss eine Wohnung frei. Nach einigem Zögern wegen ihres Onkels zog die Familie im Frühjahr 1855 dennoch in die größere Wohnung um. Fritz war sogleich der Liebling der Tante und des Onkels: „Wir hatten eine große Wohnung, besonders einen großen Mittelsaal, von wo wir in die anderen Zimmer gelangen konnten. Es ging durch das ganze tiefe Haus und waren Fenster vorn nach der Straße und hinten nach dem Garten und Hof. Da hatte mein Mann ein sehr großes Arbeitszimmer, so nahm er mehrere Gehilfen an, die bei ihm arbeiteten.“<sup>83</sup>

Emils erfolgreicher Schwager und Cousin, Julius Schottländer, riet Emil, alle Bergbauprojekte in Wolfshagen aufzugeben und sich auf die Ziegelei in Kreiensen zu konzentrieren. Für deren Ausbau stellte er ihm

auch eine größere Summe zur Verfügung. Emil konzentrierte sich daraufhin auf die Geschäfte in Kreiensen und fuhr täglich mit der Bahn dorthin. In Kreiensen waren reiche Bauern ansässig, von denen aber kein Pachtland zu bekommen war. Deshalb pachtete Emil in Seesen Äcker und Wiesen zur Versorgung der Pferde. Diese und den Haushalt musste Louise allein versorgen und bewältigen.<sup>84</sup> Im Haus des Onkels richtete sich Emil um das Jahr 1855 ein Labor ein, mit dem Ziel, aus dem Kreienser Material Portlandzement herzustellen. Er besaß umfangreiche Kenntnisse in Chemie und war vermutlich bei seiner Englandreise bereits auf die dortige Portlandzementindustrie aufmerksam geworden. In diesem Jahr hatte auch Bleibtreu in Stettin den ersten Portlandzement erzeugt, was für Emil sicher ein Ansporn war. In einen größeren Kamin hatte er sich einen kleinen Ofen einbauen lassen. Die fein zerstoßenen Proben rührte er mit Wasser an und nutzte zum Leidwesen seiner Frau alle möglichen Gefäße aus dem Haushalt, die dann verdorben waren. Von diesem Zement berichtet Louise: „Derselbe wurde so hart, dass sich kaum mit einem Messer ein Kritzel hinein machen ließ.“<sup>85</sup> Emil gab die Versuche mit

Zement wieder auf. Die Ziegelei lief unterdessen vorübergehend gut, nachdem sie neuerdings Schlackensteinen aus Kalk und den Kohlenaschen des Ringofens herstellte. Später engagierte er einen Töpfer für die Herstellung von irdenem Geschirr (Steingut) in eigens errichteten Brennöfen. Die Töpfe waren aber durch Kalkeinschlüsse unbrauchbar. Louises Bruder war darüber sehr unglücklich, da dadurch im Ganzen kein Gewinn erwirtschaftet werden konnte. Er hatte deswegen die Ziegelei verlassen und Emil übernahm die Geschäfte selbst.<sup>86</sup>

Emil experimentierte in seinem Labor weiter mit allem Möglichen und die Dämpfe strömten durch das ganze Haus. Anfang 1861 überwarf sich Emil darüber mit dem Onkel, der immer befürchtete, das Haus könnte abbrennen. So mietete Emil eine andere geräumige Wohnung recht weit entfernt von der Tante. Emils Schwager und Cousin Julius Schottländer hatte aus dem Nachlass seiner Mutter einen kleinen Garten übernommen und auf Anraten von Emil noch einen gleich großen hinzugekauft. Diesen pachtete Emil für seine Experimente. Er machte Düngerversuche mit Lumpen und künstlichem Dünger und baute exotische Pflanzen an, für die er den Boden mit-

tels Röhren beheizte. Im Sommer 1861 ließ er eine Wagenladung Schwerspat aus dem Harz in den Garten fahren und brannte diesen in eigens errichteten Öfen. Er wollte Nachtleuchtfarben, speziell das sogenannte Ferment Weiß<sup>87</sup>, herstellen und hatte dafür einen Arbeiter engagiert. Die Herstellung gelang, doch verfolgte er auch diese nicht weiter.<sup>88</sup>

Nach der Geburt von Sophie Conradine Pauline<sup>89</sup> (\*29.7.1861 Seesen, †1889) und Martha Auguste Emilie<sup>90</sup> (\*8.11.1862 Seesen, †1929) zählte die Familie acht Kinder.

Schwager Schottländer, katholisch getauft, besaß in Nizza eine Villa. Er redete Louise ins Gewissen, auch den Töchtern eine Ausbildung in einem Mädchenpensionat zu ermöglichen und wollte dafür aufkommen. Louise, die selbst nur geringe Schulbildung besaß, stand dem distanziert gegenüber. Sie wirkte aber auf Schottländer ein, dass er ihren Mann von den Projekten in Wolfshagen abbringen solle.<sup>91</sup>

Größte Hoffnungen hatte Emil auf die Erfindung eines Gasherds, den er sich patentieren ließ, gesetzt. Die Erfindung war seiner Zeit voraus. Erst Ende des 19. Jahrhunderts setzten sich in Deutschland Gasherde haupt-

sächlich in den Städten durch. Ein Exemplar hatte er für die Berliner Gewerbeausstellung 1882 fertigen und durch Louises Bruder nach Berlin bringen lassen. Noch vor Eröffnung der Ausstellung wurde der Gasherd durch einen Brand des Hauptgebäudes zerstört. Dieses Ereignis setzte dem inzwischen 70-Jährigen sehr zu und beendete sein Erfindertum: *„Als er mir das mit der großen Niedergeschlagenheit erzählte, konnte er mir doch furchtbar leid tun. Ja ein Pechvogel war er nun mal mit seinen ganzen Unternehmungen. Meine Überzeugung aber war, daß seine Unpraktischkeit [Umsetzungsschwäche] und Unbeständigkeit die meiste Schuld an seinen Mißerfolgen trug. Ja nach diesem letzten Schlag, wo er so große Hoffnung gehegt, da war doch sein Mut dahin und wird er wohl mit den Erfindungen pausiert haben.“*<sup>92</sup>

Louise, die streng protestantisch erzogen wurde, handelte immer mit starkem Pflichtbewusstsein. Im Protestantismus war es wichtig, die Pflichten im alltäglichen Leben zu erfüllen und sich der Welt zu widmen. Die Arbeit war Mittel der „innerweltlichen Askese“. Nicht zu viel Schlaf und keine Zeitverschwendung waren die Gebote. Sie lebte sehr genügsam, was sich

beispielsweise darin zeigt, dass sie immer wieder alte Kleidung flickte und nicht verschwenderisch mit Lebensmitteln umging. Diese kontrollierte Lebensführung wurde nach Max Weber auch als protestantische Leistungsethik bezeichnet, die Arbeiter wie Unternehmer prägte.<sup>93</sup> So war ihr auch wichtig, ihre Jungen zu Fleiß aufzufordern, damit sie gute Schulnoten nach Hause brachten. Für ihre Mädchen sah sie keinen Sinn in Ausbildungen, sondern beschäftigte sie im Haushalt und schickte sie später als Dienstmädchen in verschiedene Haushalte.<sup>94</sup>



# Jugendjahre und Schulzeit

Fast im jährlichen Rhythmus wurden die Kinder geboren. Wie schon erwähnt, starb die dritte Tochter Karoline Marie Emma (\*12.10.1855 Seesen, †18.3.1856) mit einem halben Jahr. Deren Tod überwand Louise nur schwer. Nach der Geburt von Louise Emilie Sophie (\*2.4.1857 Seesen, †1907) stand Friedrich vor der Einschulung. Louise hatte jetzt fünf kleine Kinder zu versorgen. In dieser Zeit musste sie sich auch noch nebenbei in Schafoldendorf um die Familie ihres Schwagers, Julius Schottländer, der

zeitweilig in England war, und um ihre eigene Schwiegermutter kümmern.<sup>95</sup> In dieser Situation entschieden sich die Eltern die beiden älteren Kinder, Friedrich und Hermann bei Verwandten in der Baderstraße in Gandersheim unterzubringen. Sie wurden dort zusammen in die Bürgerschule eingeschult. Im Jahr darauf wurde Sohn Emil August Eduard Ludwig<sup>96</sup> (\*13.7.1858 Seesen, †26.1.1884) geboren, so dass Friedrich und Hermann schließlich ihre gesamte Grundschulzeit in Gandersheim verbrachten.<sup>97</sup>



**JACOBSONPLATZ** in Seesen heute.



**FRIEDRICH SCHOTT MIT FAMILIE** vor dem Elternhaus in Seesen, 22. Mai 1876.

Friedrich Schotts Jugend war zu einem von der naturwissenschaftlich-technischen Forschung des Vaters und auf der anderen Seite durch die strenge protestantische Erziehung der Mutter geprägt. Nach eigener Darstellung genoss Friedrich Schott „im Elternhaus eine gute, strenge Erziehung und eine vorzügliche Schulausbildung.“<sup>98</sup> Dadurch, so erzählte er später, lernte er auch, seinen eigenen Weg zu gehen und arbeitsam und zielstrebig zu sein.<sup>99</sup> Ab Herbst 1862 besuchten er und sein Bruder das Jacobson Institut in Seesen, als Ältester wurde Friedrich kostenlos unterrichtet.<sup>100</sup>

Da sich Friedrichs Vater Emil überwiegend in Kreiensen aufhielt und seine Mutter Louise mit Hilfe einer Amme seine jüngeren Schwestern versorgte, den Haushalt erledigte und auch die Landwirtschaft betrieb, waren Friedrich sowie sein fast gleichaltriger Bruder Hermann oft unbeaufsichtigt: „Bei dem Haus waren große Plätze und da tollten sie dann viel umher, waren recht lebhaft und hatten sich dadurch sogar durch eine Frau im Nachbarhaus,

die ihnen unsympathisch, den Namen Schottstaugenichtse zugezogen, da sie diese viel ärgerten.“<sup>101</sup> Louise bemühte sich, für Ruhe und Ordnung sowie ein geregeltes Leben zu sorgen. Nachdem die Kinder schlechte Noten nach Hause brachten, war es ihr wichtig, dass sich Emil damit beschäftigte, sie schreibt jedoch, dass ihm diese Arbeit zu langweilig gewesen sei. „Ich bat meinen Mann, sich doch um ihre Arbeiten zu kümmern, da es mir unmöglich, und für ihn ein geringes. Aber das war ihm zu langweilig und es ging so weiter.“<sup>102</sup> Schlussendlich kümmerte Louise sich dann doch auch um dieses Problem und bestellte einen Jungen aus einer höheren Klasse nach Hause, der ihren Söhnen die Schulaufgaben erklärte. Daraufhin verbesserten sich die Noten.<sup>103</sup> An Ostern 1865 wurden Fritz und Hermann konfirmiert, blieben aber noch zwei weitere Jahre bis zur damaligen Abschlussklasse, der Obersekunda (11. Klasse, Mittlere Reife), am Institut.<sup>104</sup>

# Chemiestudium in Braunschweig

Friedrichs Vater Emil war in der anorganischen Chemie wie verschiedentlich gezeigt, sehr bewandert. Er war im Bergbau tätig und hatte eine große mineralogische Sammlung.<sup>105</sup> Sein Interesse an der Herstellung von Portlandzement wurde bereits erwähnt und es ist gut möglich, dass er Friedrich dafür begeistern konnte. Louise erwähnt in ihren Lebenserinnerungen, dass Friedrich in Emils Laboratorium für das Studium vorbereitet wurde. Friedrich ging 1867, mit 17 Jahren, an das Polytechnikum nach Braunschweig, wo er Chemie studieren sollte.<sup>106</sup>

Am Polytechnikum lehrte seit 1863 Prof. Friedrich Ludwig Knapp (\*22.2.1814 Michelstadt, †8.6.1904 Braunschweig) technische Chemie. Er gilt als Begründer der chemischen Technologie. Verheiratet war er mit Katharina Elisabeth Liebig, der Schwester des Chemikers Justus von Liebig. Dieser Umstand könnte daraufhin deuten, dass Emil Knapp über Liebig kannte.<sup>107</sup>

Jedenfalls bemühte sich Knapp besonders um Friedrich und legte ihm im fünften Semester die Zementchemie nahe.<sup>108</sup> Friedrich widmete sich daraufhin der Bindemittelchemie, die noch weitgehend unbekannt war. Seine ersten Forschungen befassten sich

mit Erhärtungsvorgängen des schwefelsauren Kalks (Gips  $\text{CaSO}_4$ ). Es war bekannt, dass schwefelsaures Kalium (Kaliumsulfat  $\text{K}_2\text{SO}_4$ ) mit Gips in Lösung gebracht erhärtete. Sein Ziel war es herauszufinden, auf welcher Verbindung dieser Erhärtungsvorgang beruhte. Er konnte den Einfluss des Kaliumsulfates schließlich durch die Entstehung eines Doppelsalzes erklären.<sup>109</sup> Anschließend untersuchte er Reaktionen des Natriumsulfats mit Gips. Nach diesen Vorarbeiten befasste er sich mit dem Scott'schen Zement. Darunter verstand man ein mit Schwefeldämpfen behandelten gebrannten Kalk, der nicht mehr löscht, aber hydraulische Eigenschaften zeigt. Normal gebrannter Kalk erhärtet unter Wasser nicht. Friedrich fand heraus, dass die Zusammensetzung des Scott'schen Zements identisch mit den Zersetzungsprodukten des Calciumsulfats bei starker Hitze ist. Er fand auf diese Weise auch einfachere Herstellungsarten für den Scott'schen Zement, in dem er einfach Gips und gebrannten Kalk zusammen glühte.<sup>110</sup> Beachtlich ist, dass Friedrich Schotts Erkenntnisse lange Gültigkeit hatten. Seine Arbeiten veröffentlichte er beispielsweise in Zeitschriften wie dem bekannten Dinglers Polytechnischem Journal.

Herausgegeben

von

D<sup>r</sup>: Emil Maximilian Dingler

Zweihundertundneunter Band

Jahrgang 1873.

## XI.

Aus dem chemisch-technischen Laboratorium des Carolinum zu Braunschweig.

Der Scott'sche Selenitmörtel; von Friedrich Schott.

Es ist beinahe zwanzig Jahre her, das General G. V. D. Scott mit einem neuen hydraulischen Mörtel auftrat, den er durch Einwirkung der Dämpfe von brennendem Schwefel auf glühenden Kalk erhielt. Der Borgang bei der Bildung dieses Cementes, sein Wesen, seine Eigenschaften und die wissenschaftlichen Grundzüge auf denen sie beruhen, sind vor drei Jahren in einer besonderen Abhandlung von mir dargelegt worden.<sup>111</sup>

- VII - S. 52.

Material den Namen „Selenitic Mortar“, „Selenitmörtel“,

worden.<sup>112</sup> Später erkannte der General, daß bei dieser Behandlung des Kalkes etwas schwefelsaurer Kalk gebildet werde und daß man das selbe in der Mähige die entsprechende Menge (etwa 5 Proc.) Gyps zusetzt. Die Schwierigkeit und Umständlichkeit des Verfahrens, und damit zusammenhängend die Kostspieligkeit des Verfahrens, wurden von der immerhin trefflichen Qualität des Productes nicht aufgewogen; es fand keinen nennenswerten Eingang in die Praxis. Um nun die Vortheile seines Verfahrens mit den wirtschaftlichen Forderungen des jetzigen Bauwesens und seinem angeheuren Verbrauch in Einklang zu bringen, kam der General vor etwa drei oder vier Jahren auf eine „sehr einfache Abänderung“ die durch den wunderbaren Erfolg das größte Aufsehen (namentlich bei der Londoner internationalen Industrieausstellung von 1871) erregte und vielleicht Epoche im Mörtelfach machen wird. Sein Gedanke war, dem gebrannten Kalk den Gyps (oder die Schwefelsäure) lediglich beim Lösen zuzusetzen, ohne ihn nochmals damit zu befeuchten. „Sehr einfache Abänderung“ ist, wie aus dem Nachstehenden hervorgeht, ein gänglich verfahrenes Prinzip. Dabei wird die Wirkung des Gypses auf und billig, wie sie vorher umständlich und theuer war. Es genügt in der That das Wasser, worin man den gewöhnlichen Kalk wie üblich löst, vorher mit einigen Procenten Gyps zu versetzen und das ganze Verhalten des Mörtels in dem gewöhnlichen Hauber umgewandelt. Er löst sich mehr wie gewöhnlich und erfährt eine ihrer unmitttelbaren Erscheinung in ihrer als eine dreifache bezeichnet hardened etc. sets quickly.“

Der Scott'sche Selenitmörtel ist ein Mörtel mit Sand. Als Folge dieser Eigenschaften binde, ziemlich doppelt so ohne Gyps, nämlich kalkfrei. Der Mörtel verleiht als gemeiner Luftmörtel den Kalken des Kalkes die erforderliche Festigkeit, schon wenn man ihn mit dem neuen

igende Kraft  
heren Wider-  
Sand verfest.  
reisen von zwei  
Quadratfuß engl.  
örteln wie folgt:

1	Quadratfuß engl.
1	„ „
1	„ „
1	„ „
1	„ „
1	„ „

gefundenen Zerreißungs-  
Jacke, nämlich bei ge-  
nitischem Mörtel 16,6 Pfd.  
ve endlich fand bei seinen  
Mörtel und Portlandcement,  
(A) theils von 35 Tagen (B)  
auf 1 Quadratfuß Querschnitt :

am	B		
	Portland- cement	Selenitmörtel, Kalk von Barrow	Durham
4,2	—	21,7	21,2
22,7	26,0	26,9	21,5
18,4	21,6	21,9	24,5
20,4	15,4	21,5	27,8

über 1872.

“DER SCOTT'SCHE SELENITMÖRTEL“. Veröffentlichung von Friedrich Schott in Dingler's Polytechnischem Journal, Jg. 1873, Bd. 209, S. 30-45.

Sein Talent für das Erkennen von Zusammenhängen und seine Zielstrebigkeit war unübersehbar.<sup>111</sup> Nach dem Abschluss dieser Forschung untersuchte er die Erhärtungserscheinungen genauer, insbesondere die Wasseraufnahme nach der Erhärtung. Die Unregelmäßigkeiten der Resultate ließ aber keine weitreichenden Schlüsse zu. So schlug Prof. Knapp sie für eine Doktorarbeit in Göttingen vor. Friedrich lehnte aber wegen fehlender finanzieller Unterstützung ab.<sup>112</sup>

Als der Deutsch-Französische Krieg am 19. Juli 1870 ausbrach, beschloss Friedrich, seinen Wehrdienst abzuleisten und meldete sich freiwillig „um das Los zu sein und unbehindert sich

seiner zukünftigen Lebensaufgabe widmen zu können“. Darin kommt einerseits seine Haltung zur patriotischen Pflichterfüllung gegenüber dem Staat, andererseits aber auch eine gewisse Abneigung gegenüber dem Militär, die später immer wieder spürbar wird, zum Ausdruck. Er wird aber zunächst wegen zu leichten Körpergewichts nicht genommen und kann sein Studium nach dem sechsten Semester noch abschließen. Nach Ende des Krieges im Mai 1871 leistete er dann ein Jahr seine Wehrpflicht ab.<sup>113</sup> Nach seinem Militärdienst schloss er seine akademischen Forschungen ab. Er wollte nun Kenntnisse in der praktischen Betriebsführung erlangen.<sup>114</sup>

# Erste Anstellungen in der Zement-, Kalk- und Ziegelindustrie



**FRIEDRICH** Paul Julius Schott (\*27.12.1850 Gandersheim, †20.2.1931 Heidelberg).

Der siegreiche Krieg 1870/1871 und die Reichsgründung ermutigte viele zu unternehmerischen Wagnissen. Die Vorwohler Portland-Cement-Fabrik Planck & Co. A.G. wurde von dem Ingenieur Prüssing und dem Kaufmann Planck im Jahr 1872 gegründet.<sup>115</sup> Auf Knapps Empfehlung wurde Friedrich als Laborleiter angestellt. Nicht unei-

gennützig, da Knapp selbst an der im Bau befindlichen Vorwohlschen Zementfabrik finanziell beteiligt war.<sup>116</sup> Da sich das Werk noch im Aufbau befand, musste Friedrich Schott auch bei der Inbetriebnahme mitwirken. Dafür war ihm eine extra Gratifikation versprochen worden, die er aber nicht bekam. Die Vorbereitungsarbeiten zur Inbetriebnahme bestanden aus langwierigen Versuchsreihen, die ihn nicht zufrieden stellten.<sup>117</sup>

Sein Vater Emil riet ihm zu kündigen und vorläufig zu ihm nach Kreiensen zu kommen. Er machte in der Zeit gute Geschäfte mit Kalk und hatte auch im weiteren Umfeld Kundschaft. Friedrich sollte reisen und Kundschaft werben. Auf einer längeren Reise nach Hamburg las Friedrich im Frühjahr 1875 eher zufällig in den Fliegenden Blättern eine Annonce des Portland-Cement-Werks Schifferdecker & Söhne OHG in Heidelberg.<sup>118</sup> Dort wurde ab sofort ein Chemiker als Betriebsleiter gesucht. Friedrich bewarb sich noch während seiner Reise.<sup>119</sup> Zurück in Kreiensen zeigte ihm sein Vater verwundert den Brief aus Heidelberg. Es war die Einladung Schifferdeckers mit der Zusage der Fahrtkostenübernahme.<sup>120</sup>

# Anstellung bei Schifferdecker & Söhne in Heidelberg

28

Es war die Zeit, in der zahlreiche Portlandzementwerke im Deutschen Reich gegründet wurden. Oft waren es branchenfremde Unternehmer, die sich für den neuen Portlandzement begeisterten. Einer der Gründer des Portland-Cement-Werks Heidelberg war der Bierbrauer Johann Philipp Schifferdecker. Seit Generationen war seine Familie als Bierbrauer in Mosbach tätig. Er selbst war das älteste von 24 Kindern und aufgrund seiner perspektivlosen Situation in der Großfamilie zu seinem Onkel nach Königsberg ausgewandert. Sein Sohn Paul hatte in Karlsruhe Chemie studiert und das Studium in Heidelberg mit der Promotion abgeschlossen.<sup>121</sup> Johann Philipp hatte im Alter von 61 Jahren beschlossen, seine gut laufende Brauerei zum Teil an seinen jüngsten Bruder und weitere Gesellschafter zu verkaufen, da keines seiner Kinder die Brauerei übernehmen wollte.<sup>122</sup> Auf den Portlandzement soll er während einer Zugfahrt von Königsberg nach Heidelberg aufmerksam geworden sein. Von einem Mitreisenden bekam er den Tipp, sein Vermögen in eine Portlandzementfabrik zu investieren.<sup>123</sup> Kurzerhand kaufte Schifferdecker am 10. Januar 1873 die Bergheimer Mühle in Heidelberg im Konkursverfahren. Zusammen mit seinem Sohn

Paul und Schwiegersohn Rudolf Heubach baute er diese zu einem Zementwerk um. Nach einem Jahr, Mitte 1874, wurde das Unternehmen offiziell als Offene Handelsgesellschaft ins Handelsregister eingetragen. Die Qualität des Zements war aber im ersten Betriebsjahr durchweg schlecht und das Produkt wurde von den Kunden aufgrund seiner Treiberscheinungen zurückgegeben.<sup>124</sup> So wurde das erste Geschäftsjahr mit einem Fehlbetrag von 150.000 Mark beendet, da den Gesellschaftern die nötige wissenschaftliche Bildung und das technische Wissen fehlte.<sup>125</sup> Das Vorstellungsgespräch mit Friedrich Schott muss für die Familie Schifferdecker sehr zufriedenstellend verlaufen sein. Als einer der wenigen ausgebildeten Zementchemiker jener Zeit hatte Friedrich Schott offenbar sofort eine Idee, wo das Problem lag.<sup>126</sup> Seine Mutter schildert rückblickend die Situation des Heidelberger Portland-Cement-Werks, Schifferdecker & Söhne folgendermaßen: „Der Sohn [Paul Schifferdecker] hatte noch keine Erfahrung, somit hatten sie schlechten Cement gemacht, den sie teilweise wieder zurückbekamen und waren nun in größter Verlegenheit. [...] Fritz hat dann das Angebot angenommen aber mit dem Vorbehalt, daß es ihm allein überlassen bleibe, die Analy-



**JOHANN PHILIPP SCHIFFERDECKER**,  
Gründer des Port-land-Cement-  
Werks Heidelberg, ca. 1880.

sen und die Proben, sonst könne er nichts versprechen. [...] Sie haben dann nach seinen Angaben gearbeitet und wurde der Zement besser und kam nicht zurück.“<sup>127</sup>

Am 1. Juli 1875 trat Friedrich Schott als chemisch-technischer Betriebsleiter in das Unternehmen ein. Die Qualitätsmängel des Zements beruhten im Wesentlichen auf einem zu hohen Magnesiumanteil im Rohmaterial. Seine Forschungen zum Verhalten von Magnesium (Magnesiumcarbonat) und seine Betriebserfahrungen aus Vorwohle machten es ihm schnell möglich, die Ursachen der Qualitätsprobleme im Rohmaterial zu identifizieren. Bis dahin hatten Bauern im Lohndienst Kalksteine auf ihren Grundstücken gebrochen und in die Fabrik gefahren.<sup>128</sup> Schott gelang es durch unermüdlichen Fleiß, schon 1876 in unmittelbarer Nähe zu den Rohrbacher Steinbrüchen auf Leimener Gemarkung geeigneteres Rohmaterial, das fast frei von Magnesia war, zu finden.<sup>129</sup>

Systematisch plante Schott auch sein Privatleben. Friedrich pflegte schon seit Jugendjahren einen engen Freundeskreis. Er hatte in Seesen eine Jugendfreundin Emma Fischer (\*27.2.1852, †1.4.1928), bislang aber nicht um ihre Hand angehalten. „Da er



**VILLA VON FRIEDRICH SCHOTT**, gebaut 1877 in der Mühlenstraße (heute Fehrentzstraße) in Heidelberg.

aber fürchtete, wenn er von Seesen fort, er könne sie verlieren, so hatte er schon, wie er ausstudierte und in Vorwohle war, bei dem Vater angehalten. Dieser hielt viel auf ihn, hatte aber geraten mit der Verlobung noch zu warten.“<sup>130</sup>

Offenbar sollte er zuerst einen endgültigen beruflichen Wirkungskreis finden. Anscheinend genügte seine feste Anstellung, die er seit 1872 in der Vorwohlschen Zementfabrik hatte, nicht. Mit Emma verlobte er sich an Weihnachten 1875: „Es wurde nun beschlossen zu Weihnachten eine dreifache Verlobung zu feiern. Da Fritz nun so gute Stellung hatte, hatte der Vater seiner Braut nichts mehr dagegen einzuwenden.“<sup>131</sup> Zu dieser Zeit waren die finanziellen Verhältnisse der Familie nicht die besten, so dass die Hochzeit zusammen mit seinen beiden Schwestern Agnes und Helene stattfand. Friedrich heiratete am 21. Mai 1876.<sup>132</sup> Ein Jahr später errichtete er sich auf eigenem Grund in der Mühlenstraße, heute Fehrentzstraße, unmittelbar an das Heidelberger Werk angrenzend, eine geräumige Villa mit Garten.<sup>133</sup> Am 6. Mai 1877 wurde sein erster Sohn Otto (\*6.5.1877 Heidelberg, †1.7.1916 Fricourt) geboren. Zwei Jahre später kam sein zweiter Sohn Ehrhart zur Welt (\*31.7.1879 Heidelberg, †19.4.1968 Heidelberg).<sup>134</sup>

# Wissenschaftliche Arbeit in der Portlandzementindustrie

30

Während seiner Tätigkeit in den Vorwohlschen Zementwerken beschäftigte sich Friedrich Schott mit der synthetischen Herstellung der Mineralien im Zementklinker, die seiner Ansicht nach für die Erhärtung maßgebend waren. Er schrieb dies einem Kalksilikat zu und stellte fest, dass bei der Erhärtung Kalkhydrat in Kristallform ausscheidet. Im Zusammenhang damit stand auch die für den Abbindungsprozess erforderliche Wassermenge. Nach weiteren Versuchen zur Bestimmung der Kalkhydratabgabe in verschiedenen Lösungen kam er zu dem Schluss, dass die Erhärtung durch Bildung verschiedener Silikate, die je nach Brennprozess variieren, erfolgt.<sup>135</sup> Von besonderer Bedeutung waren seine Untersuchungen zur Wirkung von Magnesia und Gipszusatz. Er stellte ein synthetisches Silikat ( $2\text{MgO SiO}_4$ ) her, aus dem er ableiten konnte, dass Magnesia im Portlandzement bis zu einem gewissen Prozentsatz unschädlich sei. Diese Erkenntnis war ihm im Heidelberger Zementwerk später von Nutzen.<sup>136</sup> Um das Problem der Haltbarkeit von Beton unter Einfluss von Sulfationen aus Böden, Abgasen oder Meerwasser zu verbessern, bedurfte es einer genauen Klärung der Wirkung der Sulfationen. Letztere reagieren

mit Calciumaluminat und Calciumaluminhydraten und es entsteht Ettringit. Dieses Mineral hat im Vergleich zu den Ausgangsstoffen ein achtfach größeres Volumen, wodurch sich ein hoher Kristalldruck aufbaut, der das Betongefüge sprengt.<sup>137</sup> Im Jahr 1892 hatte Wilhelm Michaëlis den sogenannten Zementbazillus, das Ettringittreiben, identifiziert.<sup>138</sup> Daraufhin gelang es Friedrich Schott nachzuweisen, dass die Tonerde ( $\text{Al}_2\text{O}_3$ ), die Ausgangsprodukt für die Entstehung von Ettringit ist, durch Eisenoxid ersetzt werden kann, so dass der Portlandzement auch durch Gips in hohen Konzentrationen nicht zerstört wird.<sup>139</sup>

Friedrich Schott führte seine wissenschaftlichen Arbeiten auch in der Folgezeit fort, konzentrierte sich aber seit der Gründung des Vereins Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten 1877 zunehmend auf die Zementnorm und Zementprüfung.<sup>140</sup> Dazu forschte er neben Rudolf Dyckerhoff und Karl Goslich auch an der richtigen Körnung, chemischen Beschaffenheit und Größe des Normensandes, dem eine Schlüsselrolle bei den Festigkeitsprüfungen zukam.<sup>141</sup>

Ab 1897 waren die vier wichtigsten Klinkermineralien beschrieben worden. Weitere fundamentale Studien zu





**FRIEDRICH SCHOTT MIT SEKRETÄR** im Direktionsbüro in Leimen, 1900.

mineralogischen Phasen in Dreistoffsystemen waren 1915 veröffentlicht worden.<sup>142</sup> Friedrich Schott widmete sich daher auch den Kristallisationsprozessen bei der Erhärtung. Er wies 1921 an dünnen, aufeinandergelegten in Wasser erhärteten Zementplatten

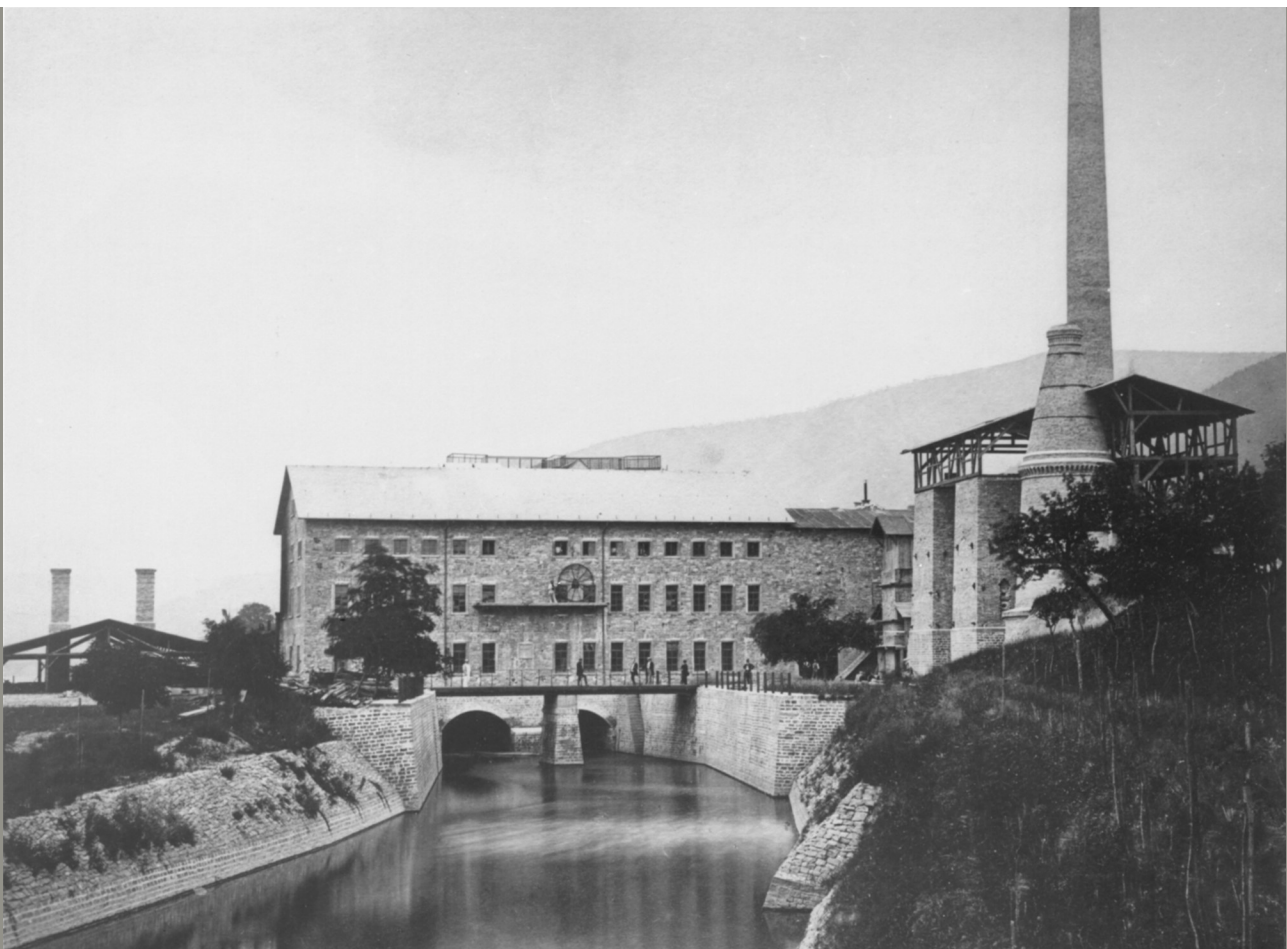
nach, dass diese durch Kalkhydratkristalle, die sich dazwischen bilden, aneinanderwachsen können und Monocalciumsilikat ausgeschieden wird.<sup>143</sup>

# Ausbau des Heidelberger Werks

32

Friedrich Schotts erste Maßnahmen verbesserten die Qualität des Zements wesentlich, so dass in kurzer Zeit ein stabiler Kundenstamm entstand. Die Produktionsverhältnisse waren anfangs sehr überschaubar. Beim Eintritt Schotts in die Familiengesellschaft waren vermutlich drei Schachtöfen in Betrieb. Die Erhöhung der Produktion geschah in den ersten fünf Jahren durch einfache Vermehrung der Schachtöfen auf schließlich neun.<sup>144</sup> Nachdem die Ertragslage stabil war, konnten die ersten größeren Investitionen getätigt werden. Schott stellte das Produktionsverfahren 1880 grundlegend um. Hier konnte er seine Kenntnisse aus Vorwohle anwenden. Er ließ einen Hoffmannschen Ringofen mit Dorsterner Trockenpressen errichten, wodurch ein großer Teil des Brennstoffs eingespart werden konnte. Das Trockenverfahren brachte allerdings höhere Staubemissionen mit sich. Die Erhöhung der Produktionskapazität verlangte auch Anpassungen des Steinbruchbetriebs. Im Jahr 1879 war deshalb schon der komplette Steinbruchbetrieb auf den Rüdersdorfer Sturzbetrieb umgestellt und in eigener Regie betrieben worden. Eine größere Investition war der Gleisanschluss der Steinbrüche an die Hauptbahn in Kirchheim im Jahr 1881.

Mitte der 1880er-Jahre nahm der Portlandzementverbrauch bei sinkenden Preisen stark zu. Schott reagierte durch fortlaufende Investitionen in die maschinelle Ausstattung und weitere Ringöfen. Insbesondere musste der Kraftbedarf durch neue Turbinen und Dampfmaschinen erhöht werden, da die Wasserkraft nicht mehr ausreichte. Die Produktivität und die Zementproduktion steigerten sich sprunghaft auf 369.342 Fass (66.482 t) im Jahr 1888.<sup>145</sup> In den ersten 15 Betriebsjahren war die Arbeiterzahl von etwa 30 auf 668 angewachsen. Aus den ersten erhaltenen Lohnbüchern 1887 geht hervor, dass im Zementwerk nur deutsche Arbeiter angestellt waren. Außerdem war ein Großteil davon Tagelöhner. Es war üblich, dass im Winter vielen gekündigt und dann erst im Frühjahr wieder eingestellt wurden. Die Arbeit in den Ringöfen war Schwerstarbeit bei großer Hitze und wurde, wie auch im Steinbruch, im Akkord bezahlt. Es lässt sich zu dieser Zeit bei Schott noch keine besondere soziale Verantwortung gegenüber der Arbeiterschaft erkennen, denn das Werk verfügte nur über sehr primitive Sanitär- und Sozialeinrichtungen. In späterer Zeit sollte sich dies grundsätzlich ändern.<sup>146</sup>



Von Schifferdecker vermutlich 1875 gebautes **ROHMÜHLEN**GEBÄUDE, heute Vereinsheim der Rudergesellschaft Heidelberg 1898 e.V., 1875.

Unterdessen gab es sowohl in Schotts als auch in der Gründerfamilie einschneidende Veränderungen. Im Alter von 74 Jahren erlitt Friedrichs Vater, Emil, eine Lungenentzündung und blieb geschwächt.<sup>147</sup> Am 29. Oktober 1886 starb er in Braunschweig.<sup>148</sup> Zwei Jahre vor seinem Tod verfasste Emil ein Testament, welches seine Ehefrau Louise und seine Kinder begünstigte. Seiner Ehefrau sprach er den Nießbrauch auf Lebenszeit zu und nach ihrem Tod sollte Friedrich die Verteilung an die Geschwister vornehmen. Dabei sollten bereits für Ausbildungen gezahlte Zuwendungen verrechnet werden. Dieser Ausgleich der Erbschaften spiegelt Emils großen Gerechtigkeitsinn wider. Außerdem war es ihm wichtig, dass seine Frau Louise versorgt war.<sup>149</sup>

Die Familie von Julius Schottländer (\*28.8.1815 Berlin, †1.7.1874 St. Petersburg), Emils Schwager und

Cousin, hatte enge familiäre Beziehungen zur Familie Schott. Er hatte Emils Unternehmungen und die Ausbildung der Töchter finanziell unterstützt. Nach seinem plötzlichen Tod verkaufte Sophie Philippine Therese, geborene Schott (\*5.11.1815 Seesen, †25.11.1887 Heidelberg) die Villa in Nizza und verließ St. Petersburg. Da ihr jüngster Sohn Julius Gustav Adam (\*12.4.1860 St. Petersburg) in Heidelberg Medizin studiert hatte und in der Frauenklinik inzwischen Assistenzarzt geworden war, siedelte auch sie 1887 dorthin um. Friedrich hatte ihr in der Rohrbacher Straße 57 ein großes Wohnhaus vermittelt. Sophie kaufte das Haus in erster Linie als Versorgung für ihre durch Hirnhautentzündung behinderte Tochter Ella Gabriele Mathilde.<sup>150</sup>

Sophie selbst wohnte nur kurze Zeit dort und starb bald. Friedrich verkaufte die Rohrbacher Straße 57 als Testa-

mentsvollstrecker von Ella Gabriele Mathilde Schottländer nach deren Tod am 14. November 1921 an die Portland-Cement-Werke Heidelberg -Mannheim-Stuttgart AG, die das Gebäude bis 1963 als Verwaltungsgebäude nutzten.<sup>151</sup>

Etwa ein Jahr nach Emils Tod, am 1. Oktober 1887 starb Johann Philipp Schifferdecker. Danach wandelte sich das Unternehmen am 17. März 1888 in eine Aktiengesellschaft. Die Eintragung der neuen Firma „Portlandcementwerk Heidelberg vormals Schifferdecker & Söhne Actiengesellschaft“ ins Handelsregister erfolgte nur wenige Tage später. Das Aktienkapital blieb zunächst in der Familie Schifferdecker. Neben Friedrich Schott wurden Otto Hornung und Otto Wagenbichler in den Vorstand berufen. Mit dem Tod von Johann Paul (\*14.1.1846) am 24. Juli 1889 und Rudolf Heubach (\*1838) am 24. Januar 1895 in Heidelberg war die Gründergeneration erloschen. Durch fortlaufende Kapitalerhöhungen in der Folge, verschwand die Familie Schifferdecker allmählich aus dem Aufsichtsrat.<sup>152</sup>

Die Heidelberger Fabrik war über die Jahre stark gewachsen und Einschränkungen durch die Nähe zu Heidelberg wurden zunehmend spür-

bar. Um die Fabrik herum befand sich nicht nur der erst dorthin verlegte Botanische Garten, sondern auch eine Klinik. Proteste wegen Rauch- und Staubbelästigung wurden durch die Einreichung eines Baugesuchs für einen zweiten Ringofen ausgelöst. Daraus resultierte, dass Neuanlagen mit strengeren Genehmigungsaufgaben versehen wurden. Im Jahr 1888 sanken die Zementpreise drastisch. Daraufhin wurde als Erweiterung eine „Cementwaarenfabrik“ auf dem Gelände eröffnet.<sup>153</sup>

Louise lebte weiterhin ein arbeitsreiches und genügsames Leben, dies zeigt sich auch, als Friedrich ihr Geld zur Verfügung stellte. Dieses wollte sie nur im äußersten Notfall angehen.<sup>154</sup> Louise machte sich Gedanken, wo sie wohl ihr „*mühevoll*es Leben“ beenden werde und entschloss sich, zu Friedrich nach Heidelberg zu ziehen.<sup>155</sup> Aus ihren Lebenserinnerungen ist zu schließen, dass sie im April 1893 nach Heidelberg kam. Zu Beginn war sie allerdings nicht allein, sondern wohnte noch anderthalb Jahre zusammen mit ihrer Tochter Emma in der Wohnung, die Friedrich ihr in der Nähe seines Hauses zur Verfügung gestellt hatte. Sie erfreute sich an den kleinen Dingen. So genoss sie besonders den



Zementmühlengebäude am Mühlkanal **NACH DEM BRAND** vom 4. Februar 1895.

Garten, der an Friedrichs Haus in Heidelberg anschloss.<sup>156</sup>

Das Heidelberger Werk baute seine Kapazitäten weiter aus, bis in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1895 das weitgehend aus Holz bestehende Werk durch einen verheerenden Brand zerstört wurde. Stehen blieben nur das Mühlengebäude, die Ringöfen und Dampfmaschinen. Aus ihrer Wohnung in der Bergheimer Straße hatte Louise eine gute Sicht.<sup>157</sup> Sie beschreibt in ihren Lebenserinnerungen, wie sie den Brand erlebte. *„Mit dem Haus war die Gefahr nicht so groß, aber die Fabrik war verloren. Nach Aufstellung der Dampfmaschine, waren von dieser aus lange Riemen in der ganzen Fabrik herum geleitet, so auch in der Küferei. Durch Kurzschluß mußte das Feuer entstanden sein und mit den Riemen dann war es in der ganzen Fabrik ausgebreitet, so war sie in dieser Nacht bis auf drei hohe Schornsteine ausgebrannt.“*<sup>158</sup>

Der Schaden in Millionenhöhe wurde von der Versicherung übernommen. Im Anschluss daran versuchte Schott umgehend, eine Genehmigung für den Wiederaufbau zu bekommen, um die Kunden weiter beliefern zu können. Da es, wie schon erwähnt, immer wieder zu Protesten wegen Rauch- und Staubbelastigung kam, war dieses Unterfangen nicht gerade einfach. So wurde eine Einigung mit der Stadt Heidelberg getroffen, dass die Verwaltung noch 15 Jahre in Heidelberg bleiben musste und die Firma eine jährliche Abgabe von 20.000 Mark zu zahlen hatte. Unter dieser Voraussetzung wurde die provisorische Wiederaufnahme des Betriebs genehmigt.<sup>159</sup> Die Produktion sollte aber nach Leimen verlagert werden.

# Neuerrichtung des Heidelberger Portland-Cement-Werks in Leimen

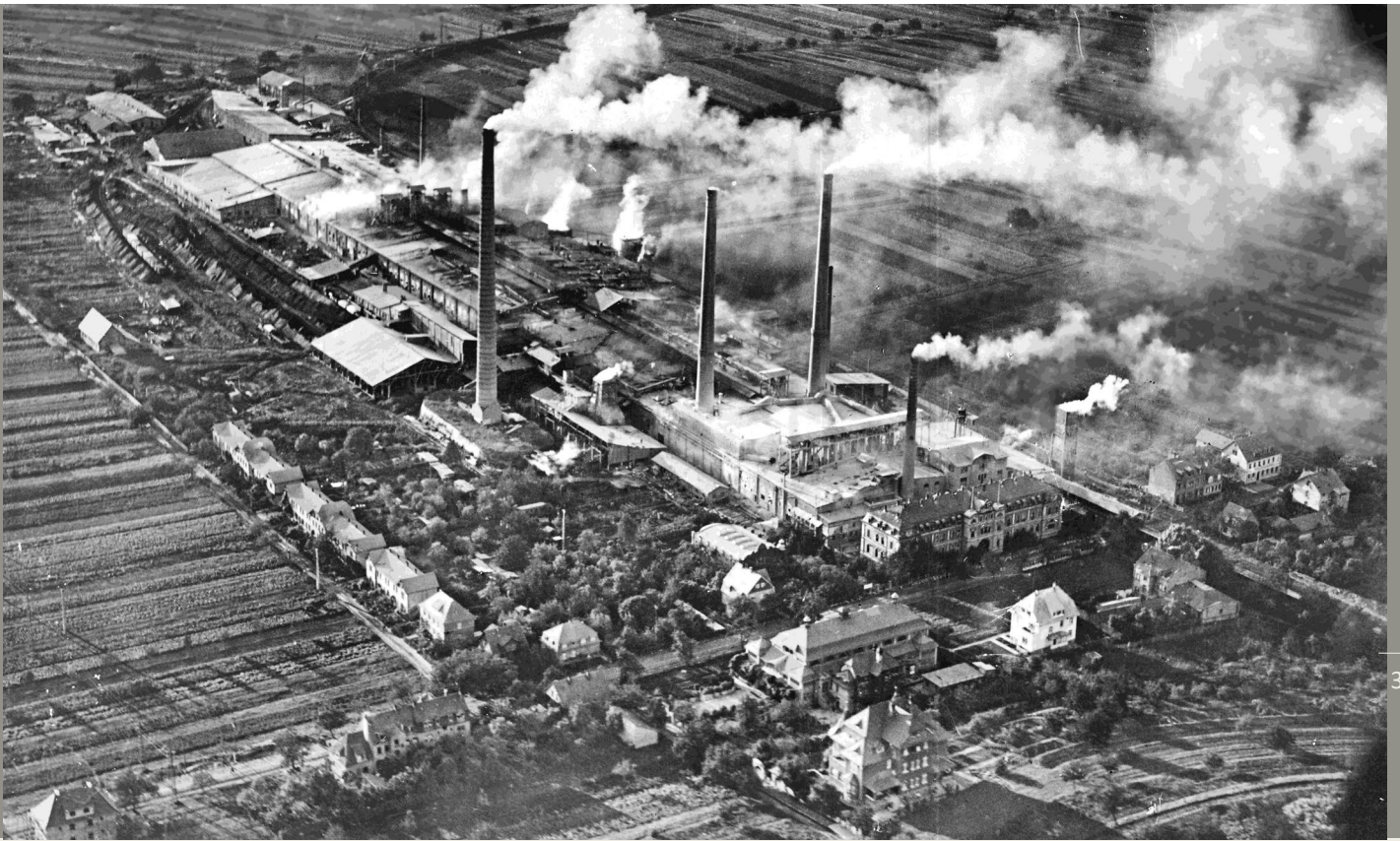
36

Für den Neubau des Werks brauchte Friedrich Schott einen Ingenieur, der die Detailpläne fertigte und die Montage überwachte. Dafür holte er seinen Bruder Otto Benjamin Sylvester (\*31.12.1869 Seesen, †15.5.1937)<sup>162</sup> aus Frankfurt. Dort war Otto im Auftrag der Stuttgarter Dampfmaschinenfabrik

Kuhn tätig. Das neue Werk in Leimen wurde innerhalb von 18 Monaten erbaut und war das größte Industriegebäude des Deutschen Reichs.<sup>160</sup> Beim Bau wurde darauf geachtet, dass feuergefährdete Produktionsbereiche, wie die Fassküferei außerhalb des Fabrikgebäudes lagen.<sup>161</sup>



**VERWALTUNGSGEBÄUDE** des Zementwerks Leimen, heute Rohrbacher Straße 95, 1900.



Luftaufnahme des **ZEMENTWERKS IN LEIMEN**, ca. 1937.

Friedrich hatte schon im Januar vor dem Brand anlässlich eines Spaziergangs mit seiner Mutter über Pläne gesprochen, Otto zu engagieren.<sup>163</sup> Otto beaufsichtigte mit großem Einsatz die Schlosserei, oft von morgens 6 Uhr bis 12 Uhr nachts, denn er fürchtete, den Anforderungen seines Bruders nicht gerecht zu werden. „Otto hatte es nicht leicht. Da es nun eine ganz neue Anlage, da war es natürlich, daß da manche Projekte denn doch nicht klappten und viele vergebliche Arbeit gemacht wurde. Dazu wurde Otto auch viel von Lieferanten abgehalten, hatte sich auch um die Reparaturwerkstatt zu kümmern. Es waren auch neue Mühlen in Betrieb gekommen, die er noch nicht kannte und da gab es dann Reparaturen, da konnte er oft Tage nicht ungestört arbeiten. Da die neue Fabrik ganz aus Eisen und Zement gebaut werden sollte, so mußte das ganz genau berechnet werden und passen, was bei den vielen Störungen wohl kaum möglich.“

Ende des Jahres 1896 wurde die Produktion aufgenommen.<sup>164</sup> Trans-

portwege wurden optimiert und auch der Materialfluss. Dies führte dazu, dass das Werk in Leimen nicht nur das größte, sondern auch eines der modernsten im Deutschen Reich wurde. Wie im Heidelberger Werk wurden auch in Leimen wärmesparende Ringöfen errichtet. Diese erforderten aber eine hohe Zahl von Arbeitern, die vor Ort nicht zur Verfügung standen. Deswegen wurden zahlreiche Italiener für die Arbeit angeworben.<sup>165</sup> Trotz neuester Bauweise erreichte das Werk in Leimen bald seine Leistungsgrenze. Um die Produktivität zu steigern, mussten neue Öfen errichtet werden.<sup>166</sup> So beschloss Schott 1902, die noch relativ neuen Ringöfen schon nach wenigen Betriebsjahren durch automatisierte Abhitze-Drehöfen zu ersetzen. Für die Nutzung der Abhitze in Dampfkesseln hatte er ein patentiertes Verfahren entwickelt. Damit erzielte er Ofenwirkungsgrade von 33%, die bis dahin in der Zementindustrie kaum erreicht wurden.<sup>167</sup> Sein älterer Sohn Otto (benannt nach seinem Onkel)



**GRUPPENBILD VON BERGKNAPPEN** in Uniform und Fahne im Steinbruch Leimen zur Barbarafeier, in der Mitte **FRIEDRICH SCHOTT MIT FRAU EMMA**, 1895.

arbeitete als Chemiker ebenfalls im Leimener Werk. Ab 1906 leitete er die übernommene Offenbacher Portland-Cementfabrik.<sup>168</sup> 1907 wurde Friedrich Schotts jüngerer Sohn Dr. Ehrhart Schott Werkschemiker in Leimen. Im März 1911 wurde er zum stellvertretenden Werksleiter und 1916 zugleich in den Vorstand berufen.<sup>169</sup>

Bis zum Ersten Weltkrieg gehörte das Werk mit einer Produktionskapazität von 185.000 t immer noch zu den größten Zementwerken. Der Erste Weltkrieg bedeutete eine scharfe Zäsur, da die Märkte einbrachen. Jedoch war auch 1918 der Tiefpunkt noch nicht erreicht. Das Kaiserreich befand sich im Umbruch zur Republik und da-

mit gewann die soziale Frage immer mehr an Bedeutung. In den Betrieben bildeten sich Arbeiterräte und Gewerkschaften mit dem Ziel, gesetzlich geregelte Arbeitsverhältnisse für die ganze Zementindustrie zu schaffen.<sup>170</sup> Eine Verbesserung der Durchschnittslöhne hatte schon die Zeit seit der Gründung der Aktiengesellschaft 1889, gebracht. Bis 1909 waren die Löhne um fast die Hälfte gestiegen. Eine signifikante Verbesserung erfolgte jedoch erst in der Zeit 1924 bis 1929.<sup>171</sup> Möglich war dies nur durch den zunehmenden Einfluss der Gewerkschaften und durch massive Rationalisierung in der Zementindustrie.



# Organisator der deutschen Zementindustrie



**FRIEDRICH SCHOTT,**  
1900.

Zwischen 1895 und 1914 wurden zahlreiche Zementfabriken gegründet, was dazu führte, dass die Zementproduktion größer war als der Verbrauch. Zum Zeitpunkt der Gründung des Werks in Heidelberg, 1873, war der Zementpreis auf dem Höchstpunkt angelangt. Bis 1906 sank er kontinuierlich ab. Gleichzeitig stagnierte der Absatz, was zur Folge hatte, dass zu Selbstkosten produziert werden musste. Durch hohe Fixkosten und Gleichwertigkeit des genormten Produkts entstand in den 1890er-Jahren durch wilde Preisunterbietungen ein ruinöser Wettbewerb. Dies führte in den Werken zu Rationalisierungsmaßnahmen, aber auch zu Schließungen und Firmenübernahmen.<sup>172</sup> Friedrich Schott hatte in der Zementforschung und auch auf technischem Gebiet bedeutende Fortschritte für die Portlandzementindustrie erreicht. Im wirtschaftlichen Kampf aller gegen alle sah er aber eine Verschwendung von Ressourcen und den Untergang der Zementindustrie. Im Kaiserreich waren Syndikate nicht verboten und so suchte er zunächst eine Preisverständigung mit den wichtigsten süddeutschen Herstellern. Es gelang ihm Ende Oktober 1894 eine Verrechnungs- und Kostenstelle zur Überwachung der

Preiskonventionen zu etablieren. Die Werke verpflichteten sich, die monatlichen Versandmengen nach Heidelberg zu melden.<sup>173</sup> Die Konventionen führten in mehreren Schritten zu immer festeren Vertragsformen. Die Führung lag stets bei Friedrich Schott. Am 21. Januar 1904 wurde die „Süddeutsche Cement-Verkaufsstelle GmbH (SCV)“ als vollkommen neues Syndikat aus 26 Werken gebildet, welches für andere Verkaufsverbände zum Vorbild wurde. Diese hatte ihren Sitz in Heidelberg und beruhte auf dem 1893 gegründeten Süddeutschen Verband.<sup>174</sup>

Zähe Ausdauer und Überzeugungsgabe waren notwendig, um die widerstrebenden Meinungen zu einem gemeinsamen Vorgehen zusammenzubringen. Auch an der Bildung des Rheinisch-Westfälischen Zementverbandes hatte Schott mitgewirkt. Letztendlich beruhte das gesamte Syndikatswesen der damaligen deutschen Zementindustrie auf seiner Anregung. Auch die Gründung der „Centralstelle zur Förderung der Deutschen Portland-Cement-Industrie“ 1911, die im Krieg 1917 in den „Deutschen Zement-Bund“ übergang, ist maßgeblich auf ihn zurückzuführen.<sup>175</sup>

Auf Verbandsebene war Schott im Verein Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten seit 1887 Rechnungsprüfer. Er übernahm 1899 von Dr. Hugo Delbrück für zehn Jahre den Vorsitz. In dieser Zeit errichtete er das Vereinslaboratorium in Karlshorst und trieb die Revision der Normen voran. Es gelang ihm schließlich gegen große Widerstände, diese durchzusetzen.<sup>176</sup> Parallel zu seiner Präsidentschaft expandierte das Heidelberger Unternehmen durch Übernahme mehrerer Werke.<sup>177</sup> Ein bedeutender Schritt war die Fusion mit der Mannheimer-Portland-Cement-Fabrik 1901.<sup>178</sup>

Vor dem Hintergrund des Niedergangs der Zementindustrie im Ersten Weltkrieg bot Friedrich Schott dem Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft<sup>179</sup>, das etwa die Größe des Heidelberger Konzerns hatte, die Fusion an. Mit diesem Unternehmen bestanden schon seit Jahrzehnten intensive Verbindungen. Schott gelang es im August 1918, die Stuttgarter zu einem Fusionsvertrag zu bewegen.<sup>180</sup> Im Alter von 69 Jahren schied Friedrich Schott 1919 aus dem Vorstand des Unternehmens aus. Jedoch war er weiterhin aktiv als Mitglied des Aufsichtsrats, ab 1923 war er dessen Vorsitzender.<sup>181</sup>



**GOLDMÜNZE** zur Erinnerung an die Jubiläumsfeier, 1927.

# Schotts Wohlfahrtseinrichtungen

Friedrich Schott war ein entschiedener Gegner der Sozialdemokratie. Anlässlich einer Debatte in der Badischen Ständeversammlung über die Einführung einer Arbeitslosenversicherung 1914 bekräftigte er seine frühere Position zu Arbeitern und nahm für sich in Anspruch, nur die Interessen des Landes zu vertreten. *„So bin ich mir von vornherein darüber klar, daß man von Seiten der Sozialdemokratie meine Ausführungen als vom Interessenstandpunkt diktiert bezeichnet wird, aber der ruhig überlegende und selbstdenkende Arbeiter wird mir*

*recht geben.“* Er unterscheidet drei Arten von Arbeitslosen, nämlich die, die nicht arbeiten wollten und von der Mildtätigkeit der Mitmenschen lebten: *„Diese Leute verdienen nach meiner Ansicht den Ehrennamen »Arbeiter« nicht.“* Zur zweiten Gruppe rechnet er Saisonarbeitskräfte und von der Witterung abhängige Berufsgruppen, die gut bezahlt würden und keine zusätzliche Unterstützung bräuchten. Schließlich sieht er die größte Gruppe in den Wechslern, die freiwillig und nach seiner Ansicht völlig unnötig den Arbeitsplatz wechselten. *„Ich bin der*

41



**ARBEITERHÄUSER** im Kieslochweg in Leimen, 1900.

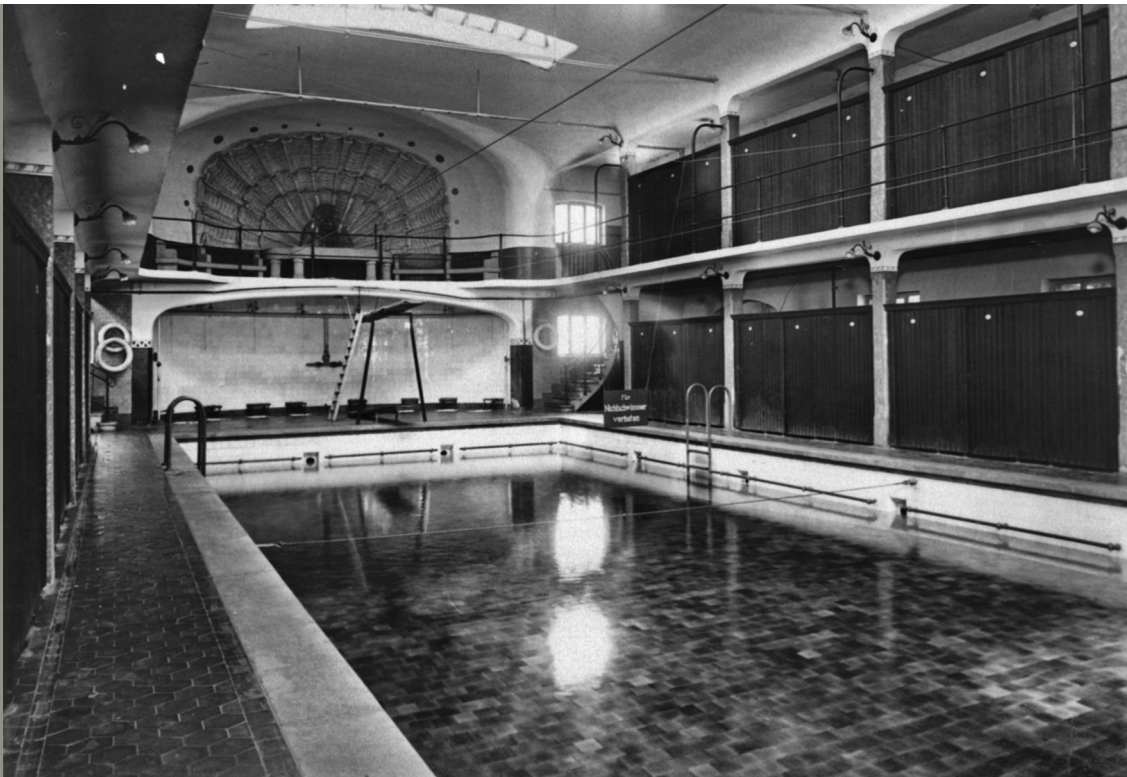
festen Überzeugung, dass die meisten Arbeiter ein Almosen nicht wünschen. Ich erblicke in einer solchen almosenartigen Unterstützung eine Schwächung der moralischen Kraft unseres Volkes, in welcher früher allgemein der Spruch galt: selbst ist der Mann! Nach meiner Ansicht wird aber auch die Fürsorge nicht getroffen werden können durch eine Versicherung, denn es fehlt die erste Grundlage hierfür, das gleiche Interesse und das gleiche Risiko. Die fleißigen, regelmäßig bei ihrer Arbeit

bleibenden Arbeiter würden sich sicher bald weigern, für die »Wandervögel« zu zahlen.“<sup>182</sup> Auf der Basis dieser Überzeugungen entwickelte er ein System von Wohlfahrtseinrichtungen als politische Abwehrmaßnahme.

Wie schon erwähnt, waren im Heidelberger Zementwerk nur einfache Sanitär- und unbedeutende Wohlfahrtseinrichtungen vorhanden. Die Arbeiter waren fast ausnahmslos deutscher Abstammung. Für die neue, wesentlich größere Fabrik in Leimen



**SÄNGERBUND DER VEREINSGEMEINDE ZEMENTWERK LEIMEN** vor dem Südeingang der Festhalle (Friedrich Schott, erste Reihe Mitte; Otto Schott, erste Reihe zweiter von rechts), 1914.



**WERKSHALLENBAD** im Jugendstil, ca. 1935.

mussten zahlreiche ausländische Arbeiter angeworben werden. Die Arbeitszeiten lagen bei wechselndem Schichtdienst bei zwölf Stunden. Da die Arbeit insbesondere in den Steinbrüchen im Akkord bezahlt wurde, halfen auch Familienangehörige mit, wenn der Arbeiter das Pensum nicht schaffte.<sup>183</sup> Die isolierte Lage an der Gemarkungsgrenze von Leimen im ländlichen Bereich veränderte auch die soziale Situation der Arbeiterschaft. Hinzu kam die Nähe zur Fuchs'schen Waggonfabrik in Rohrbach, deren Arbeiterschaft gut organisiert war.

Friedrich Schott war auch ausgesprochener Gegner der Gewerkschaften. In einem späteren Flugblatt anlässlich der Reichstagswahlen 1923 verfasste er eine für ihn typische Stellungnahme auf einen Zeitungsartikel eines Gewerkschaftssekretärs unter dem Titel: „*Was manche unter Volksgemeinschaft verstehen. Zwangsmaßnahmen im Königreich Schott*“. Er schob dabei die Schuld an der Inflation den Gewerkschaften zu und appellierte an

die Arbeiter: „*Was habt ihr davon gehabt von Euren Kassenbeträgen [Gewerkschaftsbeiträgen]? [...] Wer Euch sagt, daß ihr auf andere Weise als durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit es zu Glück und Wohlstand bringen könnt, dem glaubt nicht, der belügt Euch!*“<sup>184</sup>

Um den zunehmenden Gewerkschaftseinfluss und der hohen Arbeiterfluktuation entgegenzuwirken, schuf Schott verschiedene durchdachte Werkseinrichtungen.<sup>185</sup> Anlässlich seines 25-jährigen Dienstjubiläums im Jahr 1900 ließ er aus seinem Privatvermögen zwölf Häuser für „*brave verdiente Arbeiter*“ bauen. Nach mehreren Jahren hatte er verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben gerufen, um die zunehmende gewerkschaftliche Organisation zu unterbinden.<sup>186</sup> So wurde 1906 eine Kantine auf dem Werksgelände und ein Jahr später ein Hallenbad errichtet sowie 1907 verschiedene Sozialkassen und Vergünstigungen eingeführt. 1909 wurde die große Arbeiterfesthalle gebaut, deren Bau in Zusammenhang mit dem 1903 gegründeten Arbeiter-



**ARBEITERFESTHALLE**, ca. 1937.

verein stand. Über dem Eingang der Festhalle war das Relief zweier ineinandergeschlungener Hände zu sehen, die die Einigkeit zwischen Unternehmer und Arbeiter symbolisieren sollten.<sup>187</sup> Über diesen, bald mehrere hundert Mitglieder starken Verein, wirkte Friedrich Schott auch außerhalb der Arbeitszeiten auf die Arbeiterschaft ein.<sup>188</sup>

Neben der Schaffung von Werkseinrichtungen spendete Friedrich Schott auch anonym für öffentliche Kultur- und Wohlfahrtseinrichtungen. Für die Einrichtung der Heidelberger Stadtbücherei spendete er wahrscheinlich 1904 einen größeren Betrag. Ebenso verkaufte er der Stadt ein Grundstück für den Bau eines Krankenhauses zum Vorzugspreis.<sup>189</sup> Der Universität Heidelberg stiftete Friedrich Schott die Konsul-Reinhardt-Papyrus Sammlung als Andenken an seinen Großvater, Benedikt, der auch ein anerkannter Ägyptologe war.<sup>190</sup>



**80. GEBURTSTAG VON FRIEDRICH SCHOTT** im Europäischen Hof Heidelberg. Friedrich Kirchhoff, Friedrich Schott, Fritz Brans, 1930.

# Politisches Engagement bei der Nationalliberalen und Deutschen Volkspartei (DVP)

Friedrich Schott war ein Mann von Prinzipien, von denen er sein ganzes Leben nicht abwich. Dies lässt sich praktisch in jeder Huldigung und allen Überlieferungen unisono herauslesen. Wie schon gezeigt wurde, entsprang seine pietistische Strebsamkeit der Erziehung, die er durch seine Mutter erhielt. Seinem Vater hatte er nicht nur sein Interesse an der Chemie zu verdanken, sondern auch dessen soziale, freigiebige Einstellung, die der jüdischen Prägung Emils entsprang. Dies untermauert eine Aussage von Emils Vermieter in Kreiensen nach dem Verkauf der Ziegelei, die in Louises Lebenserinnerungen festgehalten ist: „[...] er sei den Leuten gegenüber viel zu gut und zu vertrauensvoll gewesen, dafür hätten sie ihn betrogen und bestohlen. Er würde da vielen fehlen“, Louise fügte hinzu „[...] ich wußte wohl, daß er [Vermieter] damit sehr recht hatte.“ Indirekt gesteht sie damit ein, dass sie sich anders verhalten hätte.<sup>191</sup>

Das Leben in der Großfamilie verlangte von Friedrich gewisse Rücksichtsnahmen, als Ältester war er aber auch in der Lage sich durchzusetzen. Seine Mutter beschreibt ihren Sohn Friedrich am Schluss ihrer Lebenserinnerungen als einen Menschen, der

trotz Undank immer wieder Gutes getan hätte: „*Leider hat er aber auch schon recht viel Undank geerntet, was ihn aber nicht abhält, immer wieder Gutes zu tun, darin ist er mir über, denn ich kann das nicht so leicht vergessen, wenn einer undankbar und unverschämt war.*“<sup>192</sup>

Im Vergleich der beiden Zitate wird deutlich, dass Friedrichs soziale Grundhaltung der des Vaters entsprach. In Louises Nachsatz wird aber klar, dass sie durchaus für Unterordnung und Dankbarkeit eintrat. Wie noch zu zeigen sein wird, trat bei Friedrich als Fördernden auch ein gegenüber anderen forderndes Verhalten hervor. Das Maß war seine eigene steile Karriere, die er im Wesentlichen als ein Resultat seines eigenen Könnens und Fleißes ansah. Ein Leitgedanke seines Lebens entnahm er Goethes Singspiel Lila (siehe Anhang).<sup>193</sup> Bei Goethe geht es um die Wahnideen der Lila, die diese blind machen für die Realität. Mit der schrittweisen Heranführung an die Wirklichkeit, einer psychischen Kur, wird sie geheilt. Dieser Gedanke hat Schott wohl Zeit seines Lebens gefesselt, nämlich, statt zu klagen und sich Realitäten zu verschließen, sich dem Schicksal zu stellen und zu kämpfen. Die Hilfe werde



#### GEHEIMER KOMMERZIENRAT

Dr.-Ing h.c. Friedrich Schott, 1930.

sich dann schon von selbst einstellen. Dies führte ihn im Umgang mit politischen Gegnern und den Gewerkschaften zu unversöhnlichen Positionen. Dementsprechend setzte er pragmatisch auf patriarchalische Wohlfahrtskonzepte einerseits und auf wirtschaftliche Zusammenschlüsse andererseits. Weiblichkeit als Schwäche, wie das Gedicht sie zeigt, scheut er auch. Sein beruflicher Erfolg, seine Funktion als Familienoberhaupt nach dem Tod des Vaters mögen seine Haltung noch verstärkt haben. Bis auf seine Mutter, die er vergötterte, und seine Frau Emma hatte er kaum Beziehungen zu Frauen. Mit seinen Schwestern stand er oft in einem angespannten Verhältnis.

Das politische Interesse dürfte Friedrich durch seinen Vater, der sich, wie erwähnt, für die Deutsche Revolution 1848 begeisterte, geweckt worden sein. Desinteresse und eine verhaltene Distanziertheit gegenüber der

Gunn  
August Rost  
mit bestem Danke und  
der Bitte sich wieder einmal  
meiner freundl. Grüße zu erwe-  
nen, gerührt  
Heidelberg den 10. April 1927  
Friedrich Schott

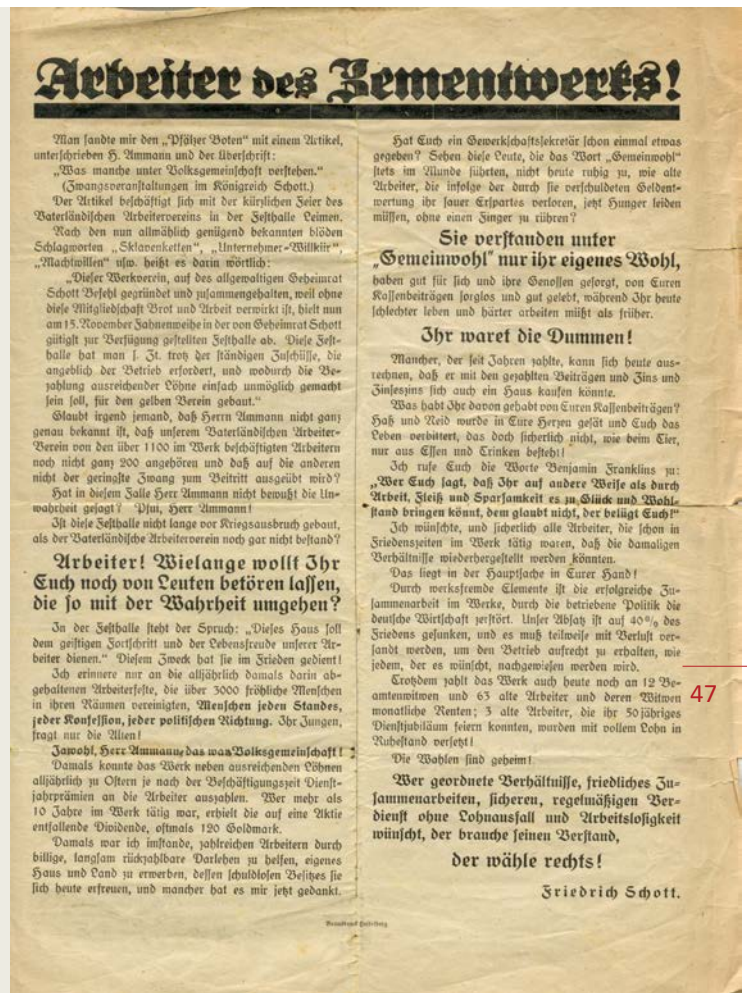
POSTKARTE von Friedrich Schott,  
10. April 1927.

politischen Einstellung ihres Mannes ist bei seiner Mutter Louise bemerkbar, wenn sie zu sagen pflegte: „[Emil] war ein arger Demokrat“.<sup>194</sup> Es ist nicht nachweisbar, wann Friedrich erstmals politisch aktiv wurde, seine politische Heimat findet er schließlich bei den Nationalliberalen und deren Nachfolgeorganisation der Deutschen Volkspartei in der Weimarer Zeit. Seine patriotische Einstellung für das Deutsche Kaiserreich wird in seiner freiwilligen Meldung zum Wehrdienst deutlich. Mit seiner Stellung als Direktor des Heidelberger Zementwerks gehört er auch in den Kreis jener Honoratioren, die für die Nationalliberalen konstituierend waren.

Zu Friedrichs Studienzeit wurde die Nationalliberale Partei 1867 als Abspaltung aus der Deutschen Fortschrittspartei gegründet. Insbesondere vertrat sie die Interessen des national-protestantischen Bildungs- und Besitzbürgertums. Über ein Jahrzehnt war sie die stärkste Fraktion im Reichstag. Als wirtschaftspolitischer Schwerpunkt verfolgte sie den Aufbau eines modernen Industriestaats. Im Kulturkampf folgte sie Reichskanzler Otto von Bismarck, teilweise auch bei der Einführung der Sozialistengesetze. Der konservative Flügel schwenkte im Heidelberger Programm schließlich



ganz auf die Linie Bismarcks ein.<sup>195</sup> Insbesondere in Baden führte der von der katholischen Kirche inszenierte Kulturkampf in den 1860er- und 1870er-Jahren zu einem Schulterchluss zwischen Nationalliberalen und dem Großherzog.<sup>196</sup> Wie noch zu zeigen sein wird, war Friedrich ein Anhänger Bismarcks und vor allem des badischen Großherzogs. Die Ausgrenzung und Verfolgung der Sozialdemokratie, die Herausbildung von Klassengegensätzen und sozialer Polarisierung der Gesellschaft hatte zu scharfen Gegensätzen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern geführt. Das Zensuswahlrecht verwehrte darüber hinaus der Arbeiterschaft die Teilnahme an der bürgerlichen Demokratie. Politisch aktiv tritt Friedrich jedoch erst mit der Neuerrichtung des Zementwerks in Leimen in Erscheinung. Wo immer er konnte, trat er den Gewerkschaften in oft polemischen, scharfen Ton entgegen. Durch die Bereitstellung von Werkswohnungen, die bei Verlust des Arbeitsplatzes sofort geräumt werden mussten, sowie über ein System von Dienstaltersprämien machte er die Arbeiter von sich abhängig. Die Dienstaltersprämien, die mit jedem Jahr stiegen, wurden nur gezahlt, wenn keine unent-



Flugschrift von Friedrich Schott zu den **REICHSTAGSWAHLEN**, 1923.

schuldigten Fehltagelagen: „Ich hatte 45 Jahre keine Streiks, das kleine Wörtchen »ununterbrochen« übte gute Wirkung. Leute, die mit M 100,- bis 120,- am Jahresende sicher rechnen konnten, streikten nicht, weil sie sonst erst wieder 10 Jahre arbeiten mussten, ehe sie das wieder erreichten. Selbstverständlich haben wir vernünftigen Forderungen immer Gehör geschenkt.“<sup>197</sup>

Dieses „System Schott“ oder „Königreich Schott“ machte ihn bei Gewerkschaften und Sozialdemokraten gleichermaßen verhasst. In einem Brief anlässlich seines 50-jährigen Dienstjubiläums zeigte er ein ausgesprochenes Klassenbewusstsein: „Wir feierten in unserer Arbeiterfesthalle ein schönes Fest. Als das Glückwunschtelegramm des Großherzogs verlesen wurde, erfüllte die mit über 1.000 Beamten

und Arbeitern besetzte Halle allgemeines Bravorufen und Händeklatschen und als ich nachts 12 Uhr nochmals mit meiner Frau die Halle betrat, in der über 1000 Menschen fröhlich feierten, brach grosser Jubel aus und spontan wurde stehend das Deutschlandlied abgesungen. Das ist doch viel schöner als Klassenkampf und Klassenhaß.“<sup>198</sup>

Um Unruhen in der Arbeiterschaft vorzubeugen, war Friedrich Schott auch bereit, „vernünftigen Forderungen immer Gehör“ zu schenken. Im Jahr 1905 gründete er einen Arbeiterausschuss, der bis 1919 bestand, in dem Arbeiter als Bittsteller Missstände vortragen konnten.<sup>199</sup> Er entschied dann allein über die Billigkeit der Forderungen. An oberster Stelle stand für ihn die unbedingte Pflichterfüllung und Gehorsam, wodurch „brave und verdiente Arbeiter“, die sich von „Fremde[n], Unfrieden sä[h]ende[n] Einflüsse[n]“ fernhielten, in den Genuss seiner Wohlfahrtseinrichtungen kamen.

In der ersten Sitzung machte Friedrich Schott klar, wie wichtig es sei, die Harmonie zu wahren, die seit vielen Jahren zwischen Arbeitern und Firmenleitung bestehe. Es war in seinem Interesse, die Probleme direkt mit den Arbeitern und nicht auf dem

Umweg über die Gewerkschaften zu klären. Dabei wurde jedoch nicht persönlich auf den Arbeiter eingegangen, sondern das Problem angehört.<sup>200</sup>

Er selbst sah seine Tätigkeit, wenn auch in anderer Klasse, ebenfalls als reine Pflichterfüllung. Am 9. Januar 1931, kurz vor seinem Tod, schreibt er in einem Brief auf ein Bismarck-Zitat bezugnehmend, dass er bis zum Schluss arbeiten wolle: „Wenn ich ja doch eigentlich auch längst zum alten Eisen gehörte, so hoffe ich doch, in dieser schlimmen Zeit noch einige Jahre mitarbeiten zu können. Ein gutes Pferd stirbt in den Sielen [sinngemäß im Arbeitsgeschirr]. Ich fürchte aber, den Wiederaufschwung unserer Wirtschaft werde ich kaum erleben.“<sup>201</sup>

In seinem Lebensstil war Friedrich Schott asketisch: „Er rauchte nicht, trank wenig und war trotzdem kein Spielverderber, sondern stets mit anderen lustig.“<sup>202</sup> Das verlieh ihm Glaubwürdigkeit. Seine Ausdauer im Verfolgen seiner Ziele zusammen mit seinen Erfolgen brachte ihm Anerkennung. Selbst seine erbitterten Gegner zollten ihm Respekt.

Max Weber analysiert die Beziehung des modernen Wirtschaftsethos mit der rationalen Ethik des asketischen Protestantismus. Laut Weber ist



Sohn **OTTO SCHOTT**, 1915.



Sohn **DR. EHRHART SCHOTT**, ca. 1928.

der Charakter des Unternehmertums vor allem protestantisch, denn Protestanten hätten eher eine technische Schulbildung durchlaufen.<sup>203</sup> Dies ist auch anwendbar auf Friedrich Schott. Auch ist seine Art und Weise, wie er die Wechselbeziehung zu den Arbeitern sieht, protestantisch geprägt. Er erwartet wie schon erwähnt, „brave“ Arbeiter, die keinerlei Streiks anzetteln und gehorsam ihre Arbeit erledigen.

Als Vorsitzender der Nationalliberalen im Wahlkreis Heidelberg-Wiesloch trat er im Herbst 1913 gegen Georg Pfeiffle von der SPD an, der seit 1905 in diesem Wahlkreis gesiegt hatte. Überraschender Weise trug Schott einen deutlichen Sieg davon und zog am 27. November 1913 in die Ständerversammlung des badischen Landtags ein. Sein Parteifreund, Christian Bitter (\*30.10.1878 Rohrbach, †24.5.1950 Heidelberg), Bürgermeister in Rohrbach, dankte ihm in einem längeren pathetischen Brief: „*Sie haben uns, werter Parteifreund, ein glänzendes Beispiel von Opferwilligkeit und Arbeitsfreudig-*

*keit im Dienste unserer nationalliberalen Partei gegeben, dem wir nachzueifern immer bestrebt sein werden. [...] Wir hoffen, daß der glänzende Sieg Ihnen eine kleine Entschädigung bietet für die vielen Widerwärtigkeiten, Unbequemlichkeiten und Störungen, die bei Ihnen umso mehr zur Geltung kommen, als Sie in anstrengenster Berufsarbeit tätig sind.*“<sup>204</sup>

Die erhaltenen Landtagsreden zeigen Friedrich Schott als engagierten Industriellen. Er stimmte gegen die Arbeitslosenversicherung, da aus seiner Sicht wie schon genannt der größte Teil der Arbeiter nur deswegen arbeitslos würde, weil sie unnötiger Weise ihre Anstellung verließen – statt ihre Pflicht zu erfüllen.<sup>205</sup> Die Reden verdeutlichen aber auch Schotts ambivalente Haltung zum Krieg. Er kritisierte, dass viel Geld für den Krieg vorhanden sei, nicht aber für zivile Aufgaben: „*Erst der Krieg mit seinen Anleihen [...] hat uns gelehrt mit großen Geldsummen zu rechnen, würden doch für das so wichtige Friedenswerk der Kanalisation unserer Flüsse die Werte ausrei-*

*chen, welche an unserer Westfront jetzt in wenigen Tagen in die Lüfte gejagt werden.“<sup>206</sup>*

Der Erste Weltkrieg forderte wiederum aus seiner Sicht Pflichterfüllung und Opfergeist. Seine beiden Söhne Otto und Ehrhart waren in Frankreich an vorderster Front eingesetzt. Wenige Tage vor dem Tod von Otto schrieb dieser noch Jubelbriefe an die Eltern. Bemerkenswert ist, dass Friedrich Schott und seine Frau Emma zustimmten, die sehr persönlichen Briefe in der Fachzeitschrift *Tonindustrie-Zeitung* zu veröffentlichen.<sup>207</sup> War dies ein Aufruf durchzuhalten und Opferbereitschaft zu zeigen?

Die Nachkriegssituation mit revolutionären Wirren forderte den Kampfgeist Schotts besonders heraus, da die ihm verhassten Linksparteien im Aufwind waren. Seine Parteifreunde zollten ihm dafür Respekt: *„Als nach der Revolution mancher unserer deutschen Bürger den Kopf hängen ließ und keine Widerstandskraft mehr zeigte, da regierte noch der beinahe Siebzigjährige mit fast jugendlicher Frische und hat dadurch Manches gerettet, was sonst verloren gegangen wäre.“<sup>208</sup>* Insbesondere als sein Sohn Ehrhart 1919 von einer wütenden Arbeiterschaft überfallen wurde, schal-

tete er sich ein und beruhigte die Gemüter. Er konnte aber durchaus auch kämpferisch und aggressiv gegen politische Gegner werden. So berichtete er in einem Brief an Bergrat Proeschel rückblickend: *„In der schlimmsten Zeit nach der Revolution wurde ich eines Tages von unserem Oberbürgermeister und dem Bataillonskommandeur telefonisch benachrichtigt, dass die Sozialdemokraten mein Haus stürmen wollten, und mir militärische Hilfe angeboten. Ich habe damals den Herren erklärt, ich sei gewohnt, wenn ich angegriffen würde, mich selbst zu wehren, verzichte auf Schutz und würde als Jäger mit Sauposten [Großkaliber-Schrotkugeln] schießen. Man möge nur für genügend Sanitätswagen sorgen. Darauf sind die feigen Kerle weggeblieben.“<sup>209</sup>*

Friedrich Schott war zu diesem Zeitpunkt Mitglied der Deutschen Volkspartei, die zum überwiegenden Teil aus den Nationalliberalen hervorging. Im Laufe der 1920er-Jahre spaltete sich die Partei aber mehrfach. Antisemitische Tendenzen in den eigenen Reihen und die zunehmende Konkurrenz der DNVP und NSDAP führten 1932 schließlich zur Bedeutungslosigkeit der DVP bzw. zur letztendlichen Kooperation mit der NSDAP 1933.<sup>210</sup>

Als Reaktion auf die antisemitische Propaganda vor den Wahlen zum Nationalparlament 1929 unterzeichnete Friedrich Schott mehrere Aufrufe gegen Diskriminierung von Juden, unter anderem beim Verein zur Abwehr des Antisemitismus.<sup>211</sup> Insbesondere hatte in Heidelberg Dr. Arnold Ruge als Sprecher von vier reaktionären Parteien, der Deutschnationalen Volkspartei, der Evangelisch-Sozialen Partei, des Badischen Bauernbunds und des Freideutschen Bürgerbunds Stimmung gegen Juden gemacht. Er verbreitete ein Flugblatt des Bundes für die deutsche Familie und Volkskraft in Karlsruhe, das unter anderem von jüdischen Drückebergern im Kriege und Kriegswucherern sprach. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus setzte dem ein eigenes Flugblatt entgegen. Insbesondere auf Ruges Andeutungen zu Pogromen wurde darin gewarnt: „Wenn das deutsche Volk – was wir niemals glauben [...] sich zu Pogromen hinreißen ließe, dann fiele die Schuld für diese Schande nicht auf die Juden, sondern auf Sie, Herr Ruge und Ihresgleichen zurück.“<sup>212</sup>

Der Tod seiner Frau Emma, geborene Fischer (\*27.2.1852 Seesen, †1.4.1928 Heidelberg)<sup>213</sup> traf ihn hart. Zwei Jahre zuvor hatte er mit ihr das



**FRIEDRICH SCHOTT MIT FRAU EMMA** in der Mühlenstraße (heute Fehrentzstraße 8) in Heidelberg, 1925.

goldene Ehejubiläum gefeiert. Mit ihrem Tod verändert sich auch die Wahrnehmung seiner Umgebung. Er stritt sich mit dem neuen Vorstand und übertrat seine Befugnisse als Aufsichtsratsvorsitzender. Ebenso setzte er seine ganze Autorität ein, um im Aufsichtsrat die Abberufung des Vorstands Dr. Carl Vogel gegen alle anderen durchzusetzen. Dabei überwarf er sich auch mit seinem Bruder Adolf Schott, der ihm die Unterstützung in dieser Sache versagte.<sup>214</sup> Die Aufregungen zogen schließlich auch gesundheitliche Probleme, wie mehrere Herzattacken, nach sich.

# Würdigungen



52

Friedrich Schott lebte ein erfülltes, aber auch arbeitsreiches Leben. So erhielt er dafür auch zahlreiche Ehrungen. Gelobt wird er vor allem für seinen Verdienst, das Zementwerk Heidelberg ab dem Jahr 1875 gerettet zu haben und den anschließenden Aufbau des Werks Leimen. 1906 wird er deshalb zum Kommerzienrat berufen und wenige Jahre später, 1911, bei einer Jubelfeier des Deutschen Handelstages wird ihm der Titel Geheimer Kommerzienrat verliehen.<sup>215</sup> Anlässlich Friedrich Schotts 70. Geburtstags wurde in der Tonindustrie-Zeitung ein Artikel über sein Leben veröffentlicht. Dort wird er als tatkräftig, fleißig und als Mann mit kaufmännischem Weitblick beschrieben. „Was er anpackte, gelang, was er sich als Aufgabe stellte, wurde gelöst.“<sup>216</sup> Auch die Technische Hochschule in Braunschweig, wo er einst sein Studium absolvierte, feierte ihn für seine Verdienste. So bekam er für Pionierleistungen der deutschen Zementindustrie anlässlich seines 80. Geburtstags eine Ehrendoktorurkunde verliehen und trug von dort an den Titel Dr.-Ing. h.c.<sup>217</sup> Friedrich Schott wurde ebenfalls zum Ehrenvorsitzenden des Vereins Deutscher Portlandzementfabrikanten. Am 1. Januar 1925 wurde er Ehrenbürger von Leimen.<sup>218</sup>

Gedenkmünze des Deutschen Zementbunds zum **50-JÄHRIGEN ARBEITSJUBILÄUM** Friedrich Schotts, 1925.

Ein paar Monate später beschloss auch die Stadt Heidelberg anlässlich seines 50-jährigen Dienstjubiläums ihm diesen Titel zu verleihen. Die Entscheidung fiel im Stadtrat mit 14 gegen 6 Stimmen der SPD.<sup>219</sup> Weiterhin erhielt er verschiedene Ehrenzeichen.<sup>220</sup> Heute gibt es immer noch Straßen und eine Brücke in Heidelberg und Leimen, die nach ihm benannt sind: die Friedrich-Schott-Straße in Heidelberg-Pfaffengrund und die Geheimrat-Schott-Straße in Leimen.<sup>221</sup> Am 20. Februar 1931 starb Friedrich Schott in Heidelberg. Beerdigt wurde er auf dem konfessionsübergreifenden Bergfriedhof.<sup>222</sup>

Friedrich Schott war einer der führenden Persönlichkeiten in der jungen Portlandzementindustrie. Er wirkte als Unternehmer, Forscher und Politiker von der Reichsgründung bis zum Ende der Weimarer Republik. Seine ethischen, moralischen und politischen Ansichten haben ihre Wurzeln in seinem Elternhaus. Jüdische Traditionen waren ihm durch seinen Großvater Benedikt und seinen Vater Emil geläufig, auch wenn sie später beide zum Protestantismus konvertierten. Von dieser Seite erlebte er insbesondere Bildung, Forscherdrang, das Leben nach gesetzten Vorschriften und Streben nach Einigkeit, aber auch Freigebigkeit und Familiensinn. In beruflicher Hinsicht war er vom Vater Emil geleitet, der ihm chemische Grundkenntnisse beibrachte und ihn durch seine Experimente für die Zementherstellung interessierte. Durch die protestantischen Tugenden seiner Mutter Louise wurden in ihm Ausdauer, Genügsamkeit und eine praktische Orientierung gefördert. In jungen Jahren musste er während der Grundschulzeit zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hermann mehrere Jahre bei Verwandten leben. Friedrich erhielt von seiner Mutter viel Lob als aufgeweckter und ältester Sohn und wurde

von ihr schon früh in die Verantwortung für seine Geschwister gedrängt. So kam es, dass er als ältester Sohn auch oft die Vaterrolle und eine Führungsposition übernehmen musste, da sein Vater Emil oftmals längere Zeit nicht zu Hause war. Obendrein wurde Emil von Louise zwar als liebenswürdig, aber zunehmend als weltfremd und nicht lebensstüchtig dargestellt. Die wirtschaftliche Erfolglosigkeit des Vaters verbindet Friedrich enger mit der Mutter und ihren Tugenden.

Nach seiner Anstellung beim Portland-Cement-Werk Heidelberg, Schifferdecker & Söhne im Jahr 1875 wurde er zum Wohltäter der Familie und er sorgte für die Ausbildung seiner Brüder. Dafür erfährt er große Dankbarkeit von der Mutter. Vom Vater wurde er als dessen Testamentsvollstrecker eingesetzt, was als Zeichen für Friedrichs Gewissenhaftigkeit und Vertrauenswürdigkeit einzuschätzen ist. Friedrichs Verhalten gegenüber Frauen war oft distanziert und bevormundend. Dies zeigt sich auch in dem Verhältnis zu seinen Schwestern, welches eher angespannt war. Aufgrund seiner guten Ausbildung, seinem Selbstvertrauen und eigenen Forschungen gelang ihm der Einstieg bei Johann Philipp Schifferdecker und



**FAMILIENGRAB DER FAMILIE SCHOTT AUF DEM BERGFRIEDHOF.** Sämannmotiv mit Zementwerk Leimen im Hintergrund. „Was der Mensch sät wird er ernten“, 2021.

er meisterte die aufgetretenen Probleme. Der Fortschrittsoptimismus des Vaters übertrug sich auch auf ihn. Auch er setzte auf neue Technologien und tätigte größere Investitionen, kalkulierte aber den wirtschaftlichen Nutzen scharf. Seine Ideen und Forschungen waren dabei immer wissenschaftlich und technisch auf Höhe der Zeit und am Grundsätzlichen orientiert, so dass sie lange Gültigkeit behielten.

Der protestantische Teil seiner Sozialisation spiegelt sich in seiner Position als Betriebsleiter in der Zementindustrie wider. Als es zu Spannungen zwischen Gewerkschaften und Unternehmern Ende des 19. Jahrhunderts kam, reagierte er, wie auch andere Unternehmer, darauf mit Abwehrstrategien. Wie im Protestantismus führte auch für ihn nur ein schmaler Weg ins Himmelreich und zwar über Arbeit, Fleiß und Disziplin. Er sah

Pflichterfüllung als eine Aufgabe, die jede Klasse für sich erledigen musste, die aber als einendes Band Obrigkeit, Unternehmer und Arbeiterschaft umschloss. Statt Recht und Gerechtigkeit zu fordern, sollte der Arbeiter Gehorsamkeit und Fleiß üben und damit selbst seines Glückes Schmied sein. Das brachte ihn in scharfe Opposition zu den Gewerkschaften und der SPD. Friedrich Schott erschuf an allen Standorten durchdachte Wohlfahrts-einrichtungen, ebenso Unterstützungskassen und Prämiensysteme, um die Arbeiter an das Unternehmen zu binden und in Abhängigkeit zu halten.

Da es bislang nur wenige Familienforschungen im Bereich der Zementindustrie gibt, lassen sich die getroffenen Aussagen nicht verallgemeinern. Es gibt aber Anhaltspunkte, dass zum Beispiel im westfälischen Zementschwerpunkt



# Portland-Cement-Werk Heidelberg,

vorm. Schifferdecker & Söhne,



in Heidelberg.

Prämiirt:  
Heidelberg 1876. Sydney 1879. Mannheim 1880.  
Melbourne 1880. Amsterdam 1883. Chicago 1893.  
Strassburg 1895.

LITHOGRAPHIE DES ZEMENTWERKS LEIMEN auf einer Referenzschrift, 1898.

Beckum-Ennigerloh die Gründer überwiegend protestantischen und jüdischen Kreisen entstammen. Die Rationalität der Zementindustrie, als kapitalintensive, wissenschaftsbasierte und standortgebundene, normierten Grundstoffindustrie, verlangt geradezu nach Unternehmern mit entsprechender kapitalistischer Wirtschaftsethik. Da das Produkt eine geringe Reichweite hat, sich kaum von dem der Konkurrenten unterscheidet und der Preis dadurch nicht elastisch ist, hängt der Erfolg am optimierten Herstellungsprozess bei gleichzeitiger Kostenminimierung.

Wesentlich für Schotts Erfolg war neben seinen wissenschaftlichen und technischen Fähigkeiten sein Verhandlungsgeschick. Geradezu eine Mission war es für ihn, die nationale Zementindustrie zu einigen, um einen Wettbewerb um jeden Preis zu ver-

meiden. Aus der Einigung in den Zementverbänden gingen die gut ausgebauten Heidelberger Zementwerke gestärkt hervor. Durch die Einsetzung seiner Brüder und seiner Söhne in leitenden Positionen hatte er über Jahre loyale und gleichgesinnte Unterstützung. Die einschneidenden Veränderungen durch den Ersten Weltkrieg forderten noch einmal Friedrich Schotts Kampfgeist heraus. Er haderte aber mit den Neuerungen der Weimarer Zeit, tat sich schwer mit dem Rückzug aus Ämtern und bemängelte den neuen Führungsstil im Vorstand Ende der 1920er-Jahre.

Neben der Verleihung zahlreicher Ehrentitel erhielt er als Erinnerungstätte ein Grabmal auf dem Bergfriedhof in exponierter Lage.

## Aufzählung der Kinder

1. Ludwig Theodor Friedrich (\*8.10.1849 Gandersheim, †12.3.1850)
2. Friedrich Paul Julius (\*27.12.1850 Gandersheim, †20.2.1931 Heidelberg)
3. Hermann Heinrich Felix (\*18.4.1852 Seesen, †1934)
4. Louise Therese Agnes (\*21.4.1853 Seesen, †1931)
5. Johanna Marie Helene (\*22.7.1854 Seesen, †1895)
6. Karoline Marie Emma (\*12.10.1855 Seesen, †18.3.1856)
7. Louise Emilie Sophie (\*2.4.1857 Seesen, †1907)
8. Emil August Eduard Ludwig (\*13.7.1858 Seesen, †26.1.1884)
9. Sophie Conradine Pauline (\*29.7.1861 Seesen, †1889)
10. Martha Auguste Emilie (\*8.11.1862 Seesen, †1929)
11. Marie Anna Dorothea (\*23.11.1863 Seesen, † nach 1885)
12. Wilhelmine (Minna) Auguste Therese (\*2.7.1865 Seesen)
13. Julius Friedrich Eduard (\*2.9.1866 Seesen, †26.1.1867)
14. Emma Flora Germiné (\*26.12.1867, † nach 1895)
15. Felix (früh gestorben)
16. Otto Benjamin Sylvester (\*31.12.1869 Seesen, †15.5.1937)
17. Junge (früh gestorben)
18. Constanz Felix Ludewig (\*26.4.1872 Seesen, †30.1.1873)
19. Adolf Richard August Ferdinand (\*25.6.1873 Seesen, †16.6.1934)<sup>223</sup>



# Literatur- und Quellennachweis

## Nicht gekennzeichnete Bilder stammen aus dem HeidelbergCement Unternehmensarchiv.

58

- 1 Keil, Fritz, Verein Deutscher Portland- und Hüttenzementwerke - Deutscher Zement: 1852 - 1952, Wiesbaden 1952, S. 15-16.
- 2 Ebd., S. 22, 24, 26.
- 3 Ebd., S. 42.
- 4 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf. Louise Schott, geb. Dervedde (\*26.4.1830 Kirchberg, †27.8.1910 Heidelberg), um 1908 (Transkript von Gerhard Reitz, Berlin 1992).
- 5 Arnheim, Josef, Die Jacobson Schule zu Seesen am Harz, 2. Auflage, Braunschweig 1867.
- 6 Schneider, Karl H., Geschichte der Bauernbefreiung, Stuttgart 2010.
- 7 vgl. Chandler, David. Napoleon. München 1974.
- 8 Battenberg, Friedrich, Judenemanzipation im 18. und 19. Jahrhundert (3.12.2010), URL: <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-netzwerke/juedische-netzwerke/friedrich-battenberg-judenemanzipation-im-18-und-19-jahrhundert> (Stand: 20.4.2021).
- 9 Rürup, Reinhard, Emanzipation und Antisemitismus, Studien zur „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1987, S. 126.
- 10 Jaecker, Tobias, Judenemanzipation und Antisemitismus im 19. Jahrhundert (März 2002), URL: <https://www.jaecker.com/2002/03/judenemanzipation-und-antisemitismus-im-19-jahrhundert/> (Stand 20.4.2021), Abschnitt 1.
- 11 Schulte, Christoph, Die jüdische Aufklärung – Philosophie, Religion, Geschichte, München 2000, S. 17.
- 12 Landeshauptarchiv Rheinland-Pfalz, Vor 195 Jahren. Der 5. Mai 1809. Judenemanzipation, URL: <https://web.archive.org/web/20140524004332/http://www.landeshauptarchiv.de/index.php?id=379> (Stand: 20.4.2021).
- 13 Jaecker, Judenemanzipation und Antisemitismus im 19. Jahrhundert, 2002, Abschnitt 2.5.
- 14 Duplica, Eleonora (Hg.), Die Annahme fester Familiennamen der Juden in Westfalen, Die 1846/47 publizierten Verzeichnisse der preußischen Amtsblätter, zweite, erweiterte Fassung, Materialien der Historischen Kommission für Westfalen, Band 5, Münster 2017, S. 5.
- 15 Wilke, Carsten L., Die Einbürgerung der jüdischen Religion in Europa (29.11.2007), URL: <https://www.bpb.de/apuz/30045/die-einbuengerung-der-juedischen-religion-in-europa> (Stand: 20.4.2021).; Wagner-Kern, Michael, Staat und Namensänderung. Die öffentlich-rechtliche Namensänderung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, in: Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Band 35, Tübingen 2002, S. 35.
- 16 Duplica, Die Annahme fester Familiennamen der Juden in Westfalen, 2017, S. 7.
- 17 Ebd., S. 5.
- 18 Echt, Samuel, Die Geschichte der Juden in Danzig, Leer 1972, S. 16-22, 30.
- 19 Ebd., S. 28.
- 20 Ebd., S. 22.
- 21 Ebd., S. 20-22, 26.
- 22 Menk Lars, The Origins of the Families Schottlaender (2016), URL: [https://www.millard-and-kleinstauber-histories.com/uploads/1/2/0/3/12035742/a\\_short\\_history\\_of\\_the\\_origins\\_of\\_the\\_families\\_schottlaender.pdf](https://www.millard-and-kleinstauber-histories.com/uploads/1/2/0/3/12035742/a_short_history_of_the_origins_of_the_families_schottlaender.pdf) (Stand: 20.4.2021), S. 4.
- 23 Deutsche Biographie, Indexeintrag: Schott, Benedict, URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd136787843.html> (Stand: 20.4.2021).; Singer, Isidore, Abraham Lewinsky, Schott (Schottländer), Benedict (Baruch), URL: <https://www.jewishencyclopedia.com/articles/13309-schott-schottlander-benedict-baruch> (Stand: 20.4.2021).
- 24 Echt, Die Geschichte der Juden in Danzig, 1972, S. 16-22, 30.
- 25 Ebd., S. 14, 18.
- 26 vgl. Maimons, Salomon, Salomon Maimon's Lebensgeschichte (1754-1800). Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe, Jacob Herz Beer, URL: <https://weber-gesamtausgabe.de/de/A000114.html> (Stand: 20.4.2021).

- 28 Schulgeschichte, Jacobsenschule damals und heute, URL: <https://jacobson.haus/schulgeschichte/> (Stand: 20.4.2021).
- 29 Arnheim, Die Jacobson Schule zu Seesen am Harz, 1867. S. 9-10.
- 30 Ebd., S. 2.
- 31 Ebd., S. 9-10.
- 32 Sörgel, Ernst August, Allgemeine Chronik enthaltend das Merkwürdigste aus der gesam[m]ten Länder und Völkerkunde, Naturgeschichte, Land- und Hauswirtschaft, Moral und Literatur, Gera 1804, S. 779.
- 33 Ebd., S. 778-779.
- 34 Ebd., S. 778-779.
- 35 Menk, The Origins of the Families Schottlaender, 2016, S. 5.
- 36 Arnheim, Die Jacobson Schule zu Seesen am Harz, 1867, S. 12.
- 37 Ebd., S. 12-13.; Sörgel, Allgemeine Chronik, 1804, S. 779.
- 38 Arnheim, Die Jacobson Schule zu Seesen am Harz, 1867, S. 13.
- 39 Ebd., S. 12.; HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 7-8.
- 40 Meyer, Michael A., Response to Modernity: A History of the Reform Movement in Judaism, Wayne State University Press, 1995. S. 30-33.
- 41 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 7.
- 42 Chemie-Schule, Eduard Schott. URL: [https://www.chemie-schule.de/KnowHow/Eduard\\_Schott](https://www.chemie-schule.de/KnowHow/Eduard_Schott) (Stand:20.4.2021). \*14.5.1808 in Seesen, † 24.2.1895 in Ilsenburg.
- 43 Cramer, Dietmar, Schott, Friedrich in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 491-492 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116923407.html#ndbcontent> (Stand: 20.4.2021).
- 44 Ebd.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd.
- 47 Ebd.
- 48 Menk, The Origins of the Families Schottlaender, 2016, S. 8.
- 49 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 7.
- 50 Ebd., S. 4, 7.
- 51 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 7.; Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 42; NLA Wolfenbüttel: Personalakte Emil Schott - 12 Neu 11 I, S. 105.
- 52 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 19.
- 53 Ebd., S. 48.; HC-Archiv, HV0161: Leithäuser, Joachim: Firmengeschichte der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft 1860-1944, S. 33-34.
- 54 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 9-10.
- 55 Ebd., S. 12. Auf Jacobsons Bitte hin wurde Schott von Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt der Titel "Hofrat" verliehen.
- 56 Ebd.
- 57 Ebd.
- 58 Ebd., S.11.
- 59 Arnheim, Die Jacobson Schule zu Seesen am Harz, 1867, S. 12.
- 60 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 14-15.
- 61 Ebd., S. 12.
- 62 Ebd., S. 16.
- 63 Ebd., S. 20.
- 64 Ebd., S. 16.
- 65 Ebd., S. 17.
- 66 Ebd., S. 20.
- 67 Ebd., S. 21-23.
- 68 Ebd., S. 24.
- 69 Ebd.
- 70 Ebd., S. 48.
- 71 Ebd., S. 29.
- 72 Ebd., S. 26-27.
- 73 Ebd., S. 26.
- 74 Ebd., S. 26.
- 75 Ebd., S. 26-27, 39-40.
- 76 Ebd., S. 28.
- 77 Ebd., S. 27, 35.
- 78 Ebd., S. 29.
- 79 Ebd., S. 28.
- 80 Ebd., S. 24, 28-29.
- 81 Ebd., S. 39-40.
- 82 Ebd., S. 61, 65.
- 83 Ebd., S. 28.
- 84 Ebd., S. 29, 45.
- 85 Ebd., S. 28.
- 86 Ebd., S. 29, 35.

- 87 Petersen, Theodor, Leuchtende Farben, in: Monatsschrift für die gesamten Naturwissenschaften, hrsg. G. Krebs, 1. Jg., März 1882, S. 107-110.
- 88 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 34-35. *Dort ist von „Firmament Weiß“ die Rede.*
- 89 Ebd., S. 35. *verh. Reinecke.*
- 90 Ebd., S. 37. *verh. Rössig.*
- 91 Ebd., S. 44.
- 92 Ebd., S. 53-54.
- 93 vgl. Weber, Max, Die protestantische Ethik - Eine Aufsatzsammlung, München 1965.
- 94 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 43.
- 95 Ebd., S. 31.
- 96 Ebd. Louise schreibt hier falscher Weise, dass die jüngste Tochter Louise drei Jahre war. Sie war ein Jahr alt.
- 97 HC-Archiv, SD0004: Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag, in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G. 4 (1931), Nr. 1 vom 10. Januar, S. 1.
- 98 Dem Werk und seinem Begründer zum 50-jährigen Jubiläum, in: Heidelberger Tageblatt, Die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart, 09.7.1925.
- 99 HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift Friedrich Schott 1875-1925, Zur Erinnerung an das fünfzigjährige Jubiläum in Dankbarkeit, Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, Heidelberg 1925, S.8.
- 100 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 29, 32, 36.
- 101 Ebd., S. 36.
- 102 Ebd.
- 103 Ebd.
- 104 Ebd., S. 40.; HC-Archiv, HV0158: Persönlichkeiten der Heidelberger Zement AG, 1913-1969.
- 105 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 39-40.
- 106 Ebd., S. 44
- 107 Ebd., S. 48; HC-Archiv HV0161: Leithäuser, Firmengeschichte der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft 1860-1944, S. 33-34.
- 108 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 48; HC-Archiv HV0161: Leithäuser, Firmengeschichte der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft 1860-1944, S. 33-34.
- 109 HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift Friedrich Schott 1875-1925, 1925, S. 9-11.
- 110 Ebd., S. 11-12.; Schott, Friedrich, Mitteilungen aus dem chemisch-technischen Laboratorium des Carolinum zu Braunschweig, Der sogenannte Scott'sche Cement, in: Polytechnisches Journal, Band 202, Johann-Gottfried Dingler (Hg.), 1872, S. 52-76. *Er fand auch heraus, dass ein auf 500 ° C erhitzter Gips, bei 5 % Kalkzusatz ein ähnliches Produkt wie der Scott'sche Zement entstehen ließ. Er identifizierte fünf verschiedene Gipsmodifikationen.*
- 111 Schott, Mitteilungen aus dem chemisch-technischen Laboratorium des Carolinum zu Braunschweig, 1872, S. 355-364.
- 112 HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift Friedrich Schott 1875-1925, 1925, S. 13, 15.
- 113 HC-Archiv, SD0004: Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag, 1931, S. 1. *In Verfassung des norddeutschen Bundes 16.4.1867: Wehrpflicht, zwischen 20 bis 27 Jahren.*
- 114 HC-Archiv, HV0161: Leithäuser, Firmengeschichte der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft 1860-1944, S. 35.
- 115 HC-Archiv, HV673: Artikel über die Vorwohler Portland-Cement-Fabrik AG; Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 54; Riepert, Peter Hans, Die deutsche Zementindustrie, Berlin 1927, S. 412.
- 116 HC-Archiv, HV0161: Leithäuser, Firmengeschichte der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft 1860-1944, S. 35-36; HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 44.
- 117 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 48.

- 118 HC-Archiv, SD0004: Geheimrat Dr. Ing. et  
rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80.  
Geburtstag, 1931; Braun & Schneider,  
Fliegende Blätter (Beilage), München  
1875.
- 119 Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 44.
- 120 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf,  
1992, S. 48.
- 121 Cramer Dietmar, Johann Philipp Schiffer-  
decker und Friedrich Schott: Die Anfänge  
der Baustoffindustrie in Heidelberg, in:  
Der Heidelberger Portländer, Beiträge zur  
Unternehmensgeschichte und Unterneh-  
menskultur, Heidelberg 1997, S. 7.
- 122 Ebd., S. 4-5.
- 123 HC-Archiv, HV0161: Leithäuser, Firmen-  
geschichte der Portland-Zementwerke  
Heidelberg Aktiengesellschaft 1860–  
1944, S. 25; Cramer, Johann Philipp  
Schifferdecker und Friedrich Schott, 1997,  
S. 8.
- 124 Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 44.;  
Cramer, Johann Philipp Schifferdecker  
und Friedrich Schott, 1997, S. 8; HC-Archiv,  
HV0161: Leithäuser, Firmengeschichte der  
Portland-Zementwerke Heidelberg  
Aktiengesellschaft 1860–1944, S. 32;  
HC-Archiv, HV0211: Portland-Cement-  
Werke Heidelberg und Mannheim AG:  
Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum,  
Berlin 1910, S. 30.
- 125 HC-Archiv, HV0161: Leithäuser, Firmen-  
geschichte der Portland-Zementwerke  
Heidelberg Aktiengesellschaft 1860–  
1944, S. 32; HC-Archiv, HV0211: Festschrift  
zum 50-jährigen Jubiläum, 1910, S.32.
- 126 HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift  
Friedrich Schott 1875-1925, 1925, S. 31;  
HC-Archiv, HV0211: Festschrift zum  
50-jährigen Jubiläum, 1910, S. 76.
- 127 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf,  
1992, S. 48.
- 128 HC-Archiv, HV0161: Leithäuser, Firmen-  
geschichte der Portland-Zementwerke  
Heidelberg Aktiengesellschaft 1860–  
1944, S. 33; HC-Archiv, HV0211: Festschrift  
zum 50-jährigen Jubiläum, 1910, S.31.
- 129 Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 44;  
HC-Archiv HV0161: Leithäuser, Firmen-  
geschichte der Portland-Zementwerke  
Heidelberg Aktiengesellschaft 1860–  
1944, S. 36.
- 130 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf,  
1992, S. 48
- 131 Ebd., S. 50.
- 132 Ebd., S. 49.
- 133 HC-Archiv, SD0004: Geheimrat Dr. Ing. et  
rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80.  
Geburtstag, 1931, S. 2.
- 134 HC-Archiv, SD0015: Nachlass Dieter  
Schott: Nachruf auf Dr. Otto Schott, Dr.  
Otto Schott, in: Sonderdruck Tonindustrie-  
Zeitung, 40. Jg. Nr. 95, 12.8.1916;  
HC-Archiv, SD0039: Biographie von  
Dr. Ehrhart Schott geb. 31.7.1879,  
gest. 19.4.1968, Abschied von Dr. Ehrhart  
Schott, in: Heidelberger Portländer  
Werksnachrichten 1/1968; HC-Archiv,  
HV0112: Korrespondenz Dr. Ehrhart  
Schott und Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing.  
Friedrich Schott, 1928-1970.
- 135 HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift  
Friedrich Schott 1875-1925, 1925, S. 16-17.
- 136 Ebd., S. 17.
- 137 Locher, Friedrich Wilhelm, Chemischer  
Angriff auf Beton, Düsseldorf 1966, S. 22.
- 138 Schwarz, Antek, Stahl schreibt Geschichte,  
Stahl und Eisen 135 (2015) Nr. 10, S. 89.
- 139 Riepert, Die deutsche Zementindustrie,  
1927, S. 114.
- 140 Ebd., S. 213.
- 141 Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 35;  
Riepert, Die deutsche Zementindustrie,  
1927, S. 307.
- 142 Nobis, Rainer, Illustrierte Geschichte des  
Zements und Betons – Die spannende  
Entwicklung zweier bedeutender Bau-  
stoffe, Heidelberg 2021 (Selbstverlag),  
S. 162-163.
- 143 Riepert, Die deutsche Zementindustrie,  
1927, S. 255.
- 144 Cramer, Dietmar, Arbeitsbedingungen  
und Herkunft der Zementarbeiter in Hei-  
delberg und Leimen, in: Der Heidelberger  
Portländer, Beiträge zur Unternehmens-  
geschichte und Unternehmenskultur,  
Heidelberg 2010, S. 5.

- 145 Cramer, Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott, 1997, S. 16.
- 146 HC-Archiv, ZWL 1552–1559: Mitgliedsbücher der Betriebskrankenkasse Zementwerk Leimen 1890–1903; HC-Archiv, ZWL 0481-0482: Lohnbücher 1887-1888.
- 147 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 62-63.
- 148 NLA Wolfenbüttel: Testament Emil Schott - 40 Neu 16 Nr. 1895; NLA Wolfenbüttel: Personalakte Emil Schott, S. 105.
- 149 NLA Wolfenbüttel: Testament Emil Schott - 40 Neu 16 Nr. 1895.
- 150 Adreßbuch der Stadt Heidelberg für das Jahr 1889, Zusammengestellt im Auftrage des Stadtrates, Heidelberg 1889, S. 136.
- 151 HC-Archiv, HV1364: Verkaufsunterlagen über das Bürogebäude Rohrbacher Straße 57, 1921-1968.
- 152 Cramer, Dietmar, Börsengang des Portland-Cement-Werks Heidelberg: Von der offenen Handelsgesellschaft zur Aktiengesellschaft, in: Der Heidelberger Portländer, Heidelberg 2004, S. 3.
- 153 Cramer, Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott, 1997, S.16-17.
- 154 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 70.
- 155 Ebd., S. 78-79.
- 156 Ebd., S. 79-80, 82.
- 157 Riepert, Die deutsche Zementindustrie, 1927, S. 415.
- 158 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 81.
- 159 Cramer, Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott, 1997, S. 18.; GLAK, 356/5633: Heidelberg, Polizei, Bauwesen: Gesuch des Portlandcementwerks Heidelberg um provisorische Wiederherstellung eines Teils der durch Brand zerstörten Fabrikgebäude 1895.
- 160 Cramer, Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, 2010, S. 7.
- 161 Cramer, Dietmar, Die Geschichte von HeidelbergCement: Der Weg des süddeutschen Unternehmens zum internationalen Konzern, in: Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur, Heft 8, Heidelberg 2013, S. 34.
- 162 *Verheiratet mit Marie Stadelmann aus einem Lehrerhaushalt in Stuttgart*
- 163 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 80.
- 164 Ebd., S. 81.
- 165 Cramer, Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott, 1997, S. 21.
- 166 HC-Archiv, HV0211: Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum, 1910, S.46.
- 167 Cramer, Dietmar, Heidelberger Entwicklungsbeiträge zum Lepolofen. Dr. Ehrhart Schott und Otto Lellep, in: Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur, Aufsätze 12, Heidelberg 2015, S. 3-5.
- 168 Cramer, Dietmar, Von Mensch und Zement. Die Geschichte des Zementwerks Leimen, Heidelberg 2001, S. 106.
- 169 HC-Archiv, DS0041: Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, Heft 2, Unser Dr. Schott 75 Jahre, 1954, S. 1-2; Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 45.
- 170 HC-Archiv, HV0067: Technischer Jahresbericht der PCW HMS AG 1931.
- 171 HC-Archiv, HV0211: Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum, 1910, S. 46. *Der Verdienst von Maurern, Küfern und Sattlern lag bei 800 – 1000 M pro Jahr, der von Fabrikarbeitern bei 450– 850 M.*
- 172 Weidner, Heinrich, Die Portlandzementfabrik: Ihr Bau und Betrieb, Berlin 1909, S. 202f.
- 173 HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift Friedrich Schott 1875-1925, 1925, S. 49-50.
- 174 Ebd., S. 50.; Cramer, Dietmar, ... eine Fabrik verschwindet. Die Geschichte und das Ende der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, in: Der Heidelberger Portländer, Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur, Heidelberg 2001, S. 30-32.; Cramer, Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, 2010, S. 14.



- 175 Cramer, ... eine Fabrik verschwindet, 2001, S. 36.; Albrecht, Helmuth, Kalk und Zement in Württemberg – Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb, Hg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Ubstadt-Weiher 1991, S. 167.; Cramer, Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, 2010, S. 13.
- 176 Keil, Deutscher Zement, 1952, S. 42; Albrecht, Kalk und Zement in Württemberg, 1991, S. 157-158.; HC-Archiv, HV0211: Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum, 1910, S. 8; HC-Archiv, LIT0422: Jubiläumsschrift Friedrich Schott 1875-1925, 1925, S. 52.
- 177 *Portland-Zementfabriken Nürtingen 1899, Budenheim 1904, Diedesheim-Neckarelz 1904, Offenbach 1906, Ingelheim 1907 und die Gipswerke Obrigheim 1905 und Hochhausen 1910.*
- 178 Cramer, Die Geschichte von Heidelberg-Cement, 2013, S. 39; HC-Archiv, HV0211: Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum, 1910, S. 54.
- 179 *Die Stuttgarter Gesellschaft brachte Zementwerke in Allmendingen, Ehingen, Marienstein, Münsingen und Schelklingen sowie zwei Ziegeleien in Cannstatt in das neue Unternehmen ein.*
- 180 Cramer, Dietmar; Hesse, Daniela, Die Geschichte des Zementwerks Schelklingen. Vom Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft zu HeidelbergCement, Heidelberg 2016, S. 45-46; Mering, Otto von, Erträge Deutsche Aktiengesellschaften vor und nach dem Kriege, Berlin 1923, S. 61f.
- 181 Cramer, Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott, 1997, S. 31; HC-Archiv, DS0030: Der Heidelberger Portländer. Werkzeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Heft 1, Dein Standort, 1952, S. 6; HC-Archiv, DS2365: Friedrich Schott, Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, in: Tonindustrie-Zeitung Nr. 153, 1920.
- 182 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Protokoll: Verhandlungen der Ersten Kammer des Badischen Landtag, 15. Öffentliche Sitzung vom 18.6.1914, Geh. Kommerzienrat Dr. Schott, S. 655-658.
- 183 Cramer, Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, 2010, S. 5.
- 184 HC-Archiv, ZWL116: Flugblatt „Arbeiter des Zementwerks“, 1923.
- 185 Cramer, Von Mensch und Zement, 2001, S. 58.
- 186 Cramer, Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, 2010, S. 11.
- 187 Riepert, B., Friedrich Schotts Ehrentag. Die Jubelfeier im Zementwerk Leimen, in: Heidelberger Tagblatt, Die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart, 14.7.1925; Cramer, Dietmar, Entstehung der Zementindustrie zwischen Rhein und Neckar, in: Stadt, Land, Heimat, Hg. Krauß, Martin und Nieß, Ulrich, Ubstadt-Weiher 2011, S. 176.
- 188 Cramer, Dietmar, Von Gegengemeinde und Sängerbund. 100 Jahre Sängerbund der Vereinsgemeinde Zementwerk Leimen 1903 e.V., Heidelberg 2003, S. 14f.; HC-Archiv, DS2365: Friedrich Schott, Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, 1920; Cramer, Von Mensch und Zement, 2001, S. 82f.
- 189 HC-Archiv, SD0006: Nachlass Dieter Schott: Tod von Geheimrat Dr. Ing Dr. rer. Nat. e.h. Friedrich Schott. Der Heimgang des Industrieführers und Ehrenbürgers der Stadt, in: Heidelberger Tageblatt, 21.2.1931, S. 6.
- 190 Ebd.
- 191 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 62.
- 192 Ebd., S. 85
- 193 HC-Archiv, DS2365: Friedrich Schott, Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, 1920; Goethe, Johann Wolfgang von, Lila. Singspiel, 2. Aufzug, 2. Szene, Magus, 1777.
- 194 HC-Archiv, HV5568: Mein Lebenslauf, 1992, S. 16.
- 195 Wehler, Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Band 1-5, 2008;

- Braun, Walter, *Evangelische Parteien in historischer Darstellung und sozialwissenschaftlicher Beleuchtung*, Gremm 1939, S. 74.
- 196 Lindemann, Anna-Maria, *Mannheim im Kaiserreich*, Mannheim 1986, S. 49.
- 197 HC-Archiv, HV5506: Personalunterlagen Deutschland: Geh. Rat Dr.-Ing. Friedrich Schott, Heidelberg, F. Schott an Bergrat Proeschel, Amberg, 3.8.1925.
- 198 Ebd.
- 199 HC-Archiv, ZWL21: Zementwerk Leimen: Arbeiterausschuss Protokollbuch. Protokolle der Sitzungen vom 27.11.1905-08.7.1919.
- 200 Cramer, *Von Mensch und Zement*, 2001, S. 58.
- 201 HC-Archiv, SD0003: Nachlass Dieter Schott: Beerdigung von Friedrich Schott, Abschied von Friedrich Schott. Eine riesige Trauergemeinde gibt dem Toten das letzte Geleit, in: *Heidelberger Tagblatt*, 24.2.1931, S.5.
- 202 HC-Archiv, DS2365: Friedrich Schott, Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, 1920.
- 203 vgl. Weber, *Die protestantische Ethik - Eine Aufsatzsammlung*, 1965.
- 204 HC-Archiv, HV0294: Materialsammlung: Werke I, Leimen, Weisenau, Nürtingen. Brief von Christian Bitter an Friedrich Schott, 21.10.1913.
- 205 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Protokoll: Verhandlungen der Ersten Kammer des Badischen Landtag, S. 655-658.
- 206 Ebd., S. 655-658.
- 207 Dr. Otto Schott †, in: *Tonindustriezeitung*, Sonderdruck Nr. 95, Jahrgang 1916.
- 208 HC-Archiv, DS2365: Friedrich Schott, Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, 1920.
- 209 HC-Archiv, HV5506: Personalunterlagen Deutschland: Geh. Rat Dr.-Ing. Friedrich Schott, Heidelberg. F. Schott an Bergrat Proeschel, Amberg, 3.8.1925. *Mit Sauposten werden Schrotkugeln ab 6,1 mm Durchmesser bezeichnet. Die Verwendung ist heute in Deutschland verboten.*
- 210 Schubert, Klaus; Klein, Martina, *Das Politiklexikon, Deutsche Volkspartei (DVP)*, 7., aktualisierte und erweiterte Auflage, Bonn 2018.
- 211 Gräfe, Thomas, *Antisemitismus in Deutschland 1815- 1918*, 2016, S. 203. *Der Verein brachte wöchentliche Mitteilungen heraus, womit antisemitische Agitatoren diskreditiert und Vorurteile widerlegt werden sollten. Die Mitglieder stammten überwiegend aus linksliberalen Kreisen.*
- 212 Oeffentliche Kundgebung gegen die antisemitische Hetze, in: *Mitteilungen aus dem Verein zu Abwehr des Antisemitismus*, 29. Jahrgang, Nr. 4, Berlin 17.2.1919, S. 29.
- 213 Heidelberger Geschichtsverein e.V., Friedrich Schott. URL: <http://www.s197410804.online.de/Personen/SchottF.html> (Stand:20.4.2021).; vgl. Gespräch mit Dieter Schott am 29.10.2005 in Göppingen: *Friedrich hatte nach dem Tod von Emma zwei Haushälterinnen. Zeichenlehrerin Thekla Kratz, deren Vater Schlossquelle inne hatte und Anna aus der Klinikverwaltung.*
- 214 HC-Archiv, HV5505: Personalunterlagen Deutschland: Adolf Schott, München.; HC-Archiv HV5506: Personalunterlagen Deutschland: Geh. Rat Dr.-Ing. Friedrich Schott, Heidelberg.
- 215 HC-Archiv, SD0006: Nachlass Dieter Schott, 21.2.1931.
- 216 HC-Archiv, DS2365: Friedrich Schott, Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, 1920.
- 217 Ebd.; HC-Archiv, SD0006: Nachlass Dieter Schott, 21.2.1931; HC-Archiv, HV0158: Persönlichkeiten der Heidelberger Zement AG, 1913-1969, S. 92.
- 218 STA Leimen: Friedrich Schott Ehrenbürger der Stadt Leimen.
- 219 HC-Archiv, HV0669: Friedrich Schott, Ehrenbürgerbrief der Stadt Heidelberg.; HC-Archiv HV5506, F. Schott an Bergrat Proeschel, Amberg, 3.8.1925.

- 220 HC-Archiv, HV0158: Persönlichkeiten der  
Heidelberger Zement AG, 1913-1969, S. 94.
- 221 Heidelberger Geschichtsverein e.V.,  
Friedrich Schott. URL: [http://  
www.s197410804.online.de/  
Personen/SchottF.html](http://www.s197410804.online.de/Personen/SchottF.html) (Stand:  
20.4.2021).
- 222 Ebd.
- 223 NLA Wolfenbüttel: Schriftverkehr zu  
Kirchenbüchereinträgen, Namen und  
Daten der Kinder Schott; vgl. Schott,  
1909.
- 224 Goethe, Lila. 1777, 2. Aufzug, 2. Szene.

### **Johann Wolfgang von Goethe, Lila. Singspiel**

Feiger Gedanken, Bängliches Schwanken,  
Weibisches Zagen, Ängstliches Klagen  
Wendet kein Elend, Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,  
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,  
Rufet die Arme der Götter herbei!<sup>224</sup>

**HeidelbergCement AG**

Berliner Straße 6  
69120 Heidelberg

E-Mail: [archiv@heidelbergcement.com](mailto:archiv@heidelbergcement.com)  
[www.heidelbergcement.com](http://www.heidelbergcement.com)

**HEIDELBERGCEMENT**